

Nr. 9. Jahrgang V. — Berlin, 28. Februar 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Herausgeber: A. Levin.
Redaktion und Verlag: Roßstraße 3.
Telephon Amt I, Nr. 558.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,00. – Ausland Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift“ erscheint an jedem Freitag mindestens 16 Seiten (2 Bogen), der „Jeschurun“ am Schlusse jeden Monats mindestens 8 Seiten (1 Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit 25 Pfg. für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Purim.

Dem Buche Esther ist wie dem Purimfeste von dem Freisinn und der Bibelkritik viel zugesetzt worden. Jener findet es unziemlich, daß in dem Buche der Rachsucht ein so breiter Boden eingeräumt wird, daß man mit so vielem Behagen über die Vernichtung der Familie Hamans berichtet und die Juden von Schuschan sich nicht zufrieden geben läßt mit der Tötung von 550 Personen, sondern sie noch einen weiteren Tag zur Rache an ihren Feinden begehren läßt. Und die Bibelkritik springt mit diesem Buche um, als handle es sich um das Verreißen eines schlechten Theaterstückes, und bemängelt sowohl die ethische als auch die historische Seite desselben. Selbst der fromme und mutige Luther meinte, das Buch Esther und das zweite Buch der Makkabäer müßten ganz aus dem Kanon — dem christlichen, denn dem jüdischen gehören die Makkabäerbücher bezeichnenderweise nicht an! — gestrichen werden, da sie zu viel „judenzen“. Cornill, der freisinnige und schonungslose kritische Theologe, sagt, daß der christliche Erklärer an dem Buche Esther am liebsten ganz vorübergehe. Legarde, einer der Vertreter der modernen Haman-Spezies, verweist laut, wie unser Historiker Graetz leise die Geschichte, wo alles bis auf die Entlarvung Hamans genau auf die Sekunde eintrifft, ganz in das Gebiet der Sage.

Es ist heute nicht die Zeit und hier nicht der Ort mit Uebelwollenden und Skeptikern zu rechten. Sei dem allem wie ihm wolle — eins ist sicher: Die Worte, die Mordechai zu Esther spricht: „Wenn Du auch schweigst in dieser Zeit — Rettung und Heil wird den Juden erstehen von einem anderen Orte“ — diese Worte sind historisch, denn sie haben sich zu jeder Zeit als wahr erwiesen. Oft hatte Haman schon Brief und Siegel darauf, daß das Judentum an einem bestimmten Tage untergehen werde, immer aber kam eine rettende Esther dazwischen.

Die babylonischen Juden, die bald nach dem Untergange Jerusalems und besonders nach der mißglückten Unternehmung Bar Kochbas die Befreiung vom römischen Joche zu gewinnen, sich zum führenden Teile der Judenheit aufgeschwungen hatten, mußten, bedrängt vom Parsismus und später vom Islam, ihren Platz räumen. Da bot ihnen Spanien ein Heim, wo sie jene großen Dienste der Weltkultur leisteten, die vor einiger Zeit wieder von berufener Seite ans Licht gezogen wurden. Der Tag, an dem die Juden Spanien verlassen mußten, der Tag, den der „heilige“ Thomas Torquemada zu seinem 13. Adar bestimmt hatte, war der Tag, an dem Kolumbus den Weg in die neue Welt antrat, wo zum ersten mal mit den Grundsätzen der Religionsfreiheit Ernst gemacht wurde.

Die Kreuzzüge, der schwarze Tod und der mit den kirchlichen Bewegungen des 15. Jahrhunderts verknüpfte Fanatismus hatte die Juden aus Deutschland gedrängt; da eröffnete sich ihnen im Osten das polnische Reich. In Spanien verfolgte sie der Katholizismus, im Orient nahm sie der Islam auf — immer dasselbe Bild. Hat Ahasveros zuerst dem Haman Gehör geschenkt, so hört er dann wieder auf Mordechai. Bleibt ein Mund geschlossen, der für Israel ein rettendes Wort sprechen könnte, so ersteht Rettung und Heil von einem anderen Orte.

Mit der Renaissance war eine günstigere Stimmung für die Juden eingetreten. Man lernte sie kennen und dadurch schätzen. Das verdroß die Geistlichkeit, welche ihre Macht schwinden sah, und ein Mann verstand den Strom der Zeit und versuchte sein Glück. Johannes Pfefferkorn, ein getaufter Jude, beschimpfte seine Glaubensgenossen, indem er ihnen Christenhaß, Wucher, Betrug und alles erdenkbare Schlechte vorwarf, ja aus dem Talmud „nachzuweisen" suchte. Das war der Haman. Da trat die ungeahnte Hilfe auf. Reuchlin, ein hervorragender Jurist und dabei der erste Kenner des Hebräischen in seiner Zeit, trat für das Judentum ein. Die ersten Gelehrten seiner Zeit traten auf seine Seite, und selbst der Papst mußte, um seine Dominikaner nicht ganz preiszugeben, dem Streite Schweigen gebieten.

Jahrhundert für Jahrhundert zeigt dieselbe Erfahrung. In unserer Zeit, als man die goldene Aera schon gekommen wähnte, trat der würdige Nachfolger der Kölner Dominikaner, der ebenso unwissende als anmaßende Rohling mit seinem „Talmudjuden" auf. Das was der Haman. Der christlich-fromme Delitzsch ward unser Verteidiger. Er hat seinen Nachfolger in Strack gefunden, einem gleichfalls überzeugten Christen, der von dem Gefühl der Wahrheit durchdrungen, die Sache der Juden führt, als wäre es seine eigene.

So zerfällt die ganze jüdische Geschichte in Perioden des Haman und Perioden des Mordechai. Augenblicklich stehen wir in einer Periode des Haman. Zum Glücke besitzen wir eine Geschichte, nicht eine solche, wie sie von Männern geschrieben wird, die irgend jemandes Papierkorb ausleeren oder aus zusammengelesenem Anekdotenkram eine historische Vogelscheuche fabrizieren, sondern eine Geschichte, die, geistig erfaßt, uns zeigt: **Rettung und Heil werden den Juden erstehen von einem anderen Orte.** Diese Geschichte läßt uns allen Israeliten wünschen:

Ein fröhliches Purimfest.

Christentum und Kreuzzüge.

Von einem christlichen Pädagogen.

I.

Die preußische Gerichtsverwaltung hat nunmehr in der bekannten Angelegenheit bezüglich der Anstellung jüdischer Lehrkräfte an den Gemeindeschulen ihre Entscheidung getroffen und zwar nicht im liberalen Sinne, sondern mit einer Verbeugung vor den antisemitischen Heißspornen, deren Gefährlichkeit und moralische Brunnenvergiftung unsere Regierung noch immer nicht erkannt zu haben scheint. In dem jetzt bekannt gewordenen Reskript des Kultusministers ist zwar nicht generell die Ausschließung der Juden von dem kommunalen Schuldienst ausgesprochen, in der Praxis jedoch wird es wahrscheinlich, wie in vielen anderen Berufszweigen, wo der Staat mitzureden hat, mit der Anstellung der Juden noch schwieriger werden, als es bisher ohnedies der Fall gewesen. Wenn sich nun die Juden künftighin von dem Lehrfach, das ohnedies eine dornenvolle Laufbahn in Aussicht stellt, gänzlich fernhalten, so wird es alsdann heißen, der Jude zeige gar keine Neigung für einen Beruf, der nicht viel einzubringen verspreche, dem Juden fehle es an aller idealen Gesinnung und dergleichen mehr. Ich kenne manche gebildete und wissenschaftlich hervorragende Juden, die es schmerzlich bedauern, daß ihnen die Universitätskarriere fast abgeschnitten sei, wenn sie nicht von Hause aus reich sind und auf das Einkommen eines Professors verzichten können, in welchem Falle sie sich dann mit der Stellung eines Privatdozenten oder eines außerordentlichen Professors begnügen. Nichtsdestoweniger klagte vor einiger Zeit ein hervorragender Gelehrter über die „Unsitte" der Juden, daß reiche Privatdozenten an der Universität „kleben" bleiben. Ja, wie kann ein nicht reicher Privatdozent „kleben" bleiben, wenn er bestimmt weiß, daß er ewig Privatdozent oder außerordentlicher Professor würde sein müssen?

Die preußische Unterrichtsverwaltung hat die von ihr getroffene Entscheidung zu motivieren gesucht, oder vielmehr Herr Dr. Bosse, unser Kultusminister, hat seine, hoffentlich nicht überall geteilte Meinung zum Ausdruck gebracht, daß man es thunlichst vermeiden müßte, jüdische Lehrer oder Lehrerinnen in der Geschichte unterrichten zu lassen — gefährlicher wäre schon in der Arithmetik. Es wird als ein Exempel angeführt, daß man unmöglich von einem Juden erwarten könne, er würde über die Geschichte der Verbreitung des Christentums oder über die der Kreuzzüge unbefangen vortragen können. Was nennt man „unbefangen"? Das Christentum hat seine dogmatisch-religiöse und seine historische, oder wenn man will seine kultur-historische Seite. Selbstredend wird ein Jude nicht in der christlichen Religion unterrichten können, insofern es sich um das Dogma und die Glaubenssätze handelt; es wird auch dies von ihm nicht erwartet. Von liberaler Seite wird verlangt, den Religionsunterricht von der Schule, die einen simultanen Charakter tragen soll, zu trennen. Ich stehe nicht auf diesem Standpunkt und erkenne ganz die ethisch-erziehliche Bedeutung des Religionsunterrichts innerhalb des Schulprogramms an. Aber man kann doch unmöglich anstreben, alle Unterrichtsgegenstände von dem konfessionellen — ich sage: von dem **konfessionellen**, nicht aber vom **religiösen** — Gesichtspunkt beherrschen zu lassen, ohne direkt in das Mittelalter zu verfallen. Man vergesse ferner nicht, daß wir in Preußen nicht nur Juden, sondern auch Katholiken haben; letztere werden sich nicht so leicht aus der ihnen gewährleisteten Parität verdrängen lassen. Hat sich nun der Herr Kultusminister die Frage vorgelegt: Wie unterrichtet ein katholischer Lehrer in der Reformationsgeschichte? Wollen wir die Ansicht des Herrn Kultusministers konsequent durchführen, so kommen wir zu der konfessionell gesonderten Schule, in der die evangelischen, katholischen und jüdischen Kinder streng abgesondert werden müßten. Ist dies die Absicht der Unterrichtsverwaltung, so wäre es besser, man sagte dies deutlich. Und wenn schon bei der Anstellung von Lehrern auf die Konfession so viel Gewicht gelegt wird, so würde es die Gerechtigkeit erheischen, von den Juden keine Beiträge zur Erhaltung der Gemeindeschulen anzunehmen und für ihre Kinder besondere Schulen mit jüdischen Lehrkräften ins Leben zu rufen. Denn mit demselben Rechte, mit welchem der Herr Kultusminister in dem Geschichtsunterricht durch einen jüdischen Lehrer eine Gefährdung des Christentums befürchtet, dürfte mancher Jude eine gleiche Gefährdung des Judentums in dem Geschichtsunterricht durch einen christlichen Lehrer befürchten.

In den Köpfen einiger mittelalterlich angehauchten Reaktionäre spukt die Fabel vom christlichen Staat und von der christlichen Moral herum. Ich weiß, daß wir es in den meisten Fällen mit jämmerlichen Heuchlern zu thun haben; Wilhelm von Hammerstein, der jetzt hinter Schloß und Riegel sitzt, gehörte vor einem Jahre ebenfalls zu den Rufern in diesem Streit. Die Fabel vom christlichen Staat hat ein so konservativer und frommer Gelehrter, wie Professor Sohm, gründlich vernichtet. Der Staat ist kein Taufbecken und keine Rassenzüchterei, sondern eine kulturell unentbehrliche Vereinigung von Bürgern bei gleichen Rechten und bei gleichen Pflichten. Mit demselben Recht, mit dem man den Juden seiner religiösen Anschauungen wegen von dem Genuß der bürgerlichen Rechte ausschließen will, kann man auch alle rothaarigen Menschen von den bürgerlichen Rechten ausschließen wollen. Sind denn die Herren Ahlwardt und Konsorten wirkliche Christen, bessere Menschen als die Juden?

Man spricht so oft von der religiösen Erziehung und glaubt, daß diese durch die Verschiedenheit der Religionen bedingt sei. Kein Geringerer als Kant äußert sich über dieses Thema mit folgenden Worten: „Verschiedenheit der Religionen, ein wunderlicher Ausdruck! Gerade als ob man auch von verschiedenen Moralen spräche. Es kann wohl verschiedene Glaubensarten historischer, nicht in die Religion, sondern in die Geschichte der zu ihrer Beförderung gebrauchter, ins Feld der Gelehrsamkeit einschlagender Mittel und ebenso verschiedene Religionsbücher (Zendavesta, Vodan, Koran u. s. w.) geben, aber nur eine einzige, für alle Menschen und für alle Zeiten giltige Religion". Die Verschiedenheit in den Glaubensarten, das heißt in der individuellen Bethätigung des allgemeinen Religionsinstinkts, erkennt Kant als einen wichtigen Faktor in der Kulturentwickelung der Menschheit an; durch sie werden die geistigen Kräfte der verschiedenen Völker „im lebhaftesten Wetteifer" im Gleichgewicht erhalten.

Ich darf es hier offen und ehrlich aussprechen: Ich verkehre in gebildeten jüdischen Kreisen, ich bin also „verjudet", wie der glorreiche „Deutsche" Ahlwardt und seine Freunde gewiß sagen werden. Nichtsdestoweniger muß ich sagen, daß ich unter gebildeten Juden stets ein sehr objektiv gerechtes Urteil über die kulturhistorische Bedeutung des Christentums gefunden habe. Schlechtweg daher anzunehmen, daß ein jüdischer Lehrer nicht in der Geschichte unterrichten könne, weil er in gewissen Punkten befangen wäre, ist ebenso unzutreffend wie ungerecht. Und daß alle „christlichen" Lehrer vom Christentum so begeistert wären, glaube ich auch nicht. Schließlich kommt es bei solchen Fragen auch auf die praktische Erfahrung an. Ist je ein Fall vorgekommen, daß ein jüdischer Lehrer im geschichtlichen Unterricht sich respektwidrig über das Christentum geäußert hätte? Aber es ist wohl vorgekommen, daß christliche Jugenderzieher das Judentum verhöhnt haben. Nach der Logik gewisser Leute wäre daher bedenklich, Christen mit dem geschichtlichen Unterricht zu betrauen.

Merkwürdig. Man klagt in unserer Zeit soviel über das Abhandenkommen aller idealen Gesinnung; man möchte dafür dies und jenes verantwortlich machen. Jedenfalls läßt man es sich angelegen sein, den „Idealismus" in der Schule zu pflegen. Aber unterdessen wird der krasseste Egoismus gepflegt, denn die Ausschließung der Juden von manchen Berufszweigen hat ja keinen anderen Grund als den des brutalen Brotneides. Mir ist jeder Streber, der sich mit der Wissenschaft oder mit dem Beruf der Jugenderziehung nicht aus Liebe zur Sache befaßt, in der Seele verhaßt; aber die Konfession thut nichts zur Sache; jedenfalls achte ich den Juden sehr hoch, der sich so viele Zurücksetzungen, so viele Beschränkungen bieten läßt, eben um seine religiöse Ueberzeugung. Wenn wir aber keinen jüdischen, ideal gesinnten und bei seiner Ueberzeugung beharrenden Lehrer anstellen wollen, hingegen dem getauften Juden ohne weiteres jede Karriere offen halten, so befördern wir nur das Strebertum und das Lumpentum.

Das Christentum enthält eine Summe von idealen Anschauungen, deren Bethätigung im praktischen Leben vielfach unmöglich ist. Die hohen Anforderungen, welche des Christentum an den Menschen stellt, sind jedoch dessen ungeachtet von unvergleichlichem Wert. Ist nicht alles bei der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur erreichbar, so ist es doch unsere Aufgabe, nach dem Möglichen zu streben, jedenfalls unsere Anschauungen vom Leben und unserm Verhältnisse zu unseren Mitmenschen zu veredeln. Daß die antisemitische Bewegung nach jener Richtung hin gewirkt hätte, wird kein Mensch von moralisch gesunder Konstitution behaupten wollen. Aber es hat sich in der zivilisierten Welt die Herrschaft der Brutalität etabliert und die weitgehendste Unduldsamkeit als das Prinzip des nationalen Bewußtseins hingestellt. In der Atmosphäre der durch alkoholische Genüsse unzurechnungsfähig gemachten Radauantisemiten mag ja dies als eine erfreuliche Erscheinung gelten. Aber wir sollten meinen, daß es Sache der preußischen Unterrichtsverwaltung wäre, solchen Erscheinungen kein Entgegenkommen zu zeigen. Die Juden haben sich mit der antisemitischen Brutalität wohl oder übel abgefunden, sie sind eben an solche Ausschreitungen gewöhnt. Hingegen wird eine Zeit kommen, in der es nicht nur die preußische, sondern jede Regierung tief bedauern wird, dieser giftigen Schlange nicht rechtzeitig das Haupt zertreten zu haben, und diese Zeit ist nicht allzu fern. Man giebt an, die „Uebermacht" der Juden brechen zu wollen, und man beginnt mit den Aermsten der Armen — mit den jüdischen Lehrerinnen, die für eine Entlohnung, welche ein ordentliches Stubenmädchen verschmäht, Volksschulunterricht erteilen. Das nennt man praktisches Christentum!

Ein Abend im Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Der in der Ueberschrift genannte Verein hat am vergangenen Dienstag Abend im Saale der Gesellschaft der Freunde eine Versammlung abgehalten, die stattlich besucht war. Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete ein Vortrag des Herrn Kammergerichtsrat Ernst Wichert über „zwei berühmte Judengestalten auf der Bühne." Ueber Inhalt und Wert des Vortrages braucht nichts gesagt zu werden. Es genügt die Bemerkung, daß der Vortragende die litterarischen Kenntnisse seiner Zuhörerschaft recht bescheiden eingeschätzt haben muß,

da er es für nötig hielt, ihr die Fabel des Lessingschen „Nathan der Weise“ und des Shakespeareschen „Kaufmann von Venedig“ ausführlich zu erzählen. Die Zuhörerschaft erwies sich darum nicht minder dankbar, und ihr Beifall zeugte von ihrer Bescheidenheit auf einem anderen Gebiete. Nur ein Punkt muß hervorgehoben werden: Herr Wichert betonte in seinen Ausführungen wiederholt, daß Lessing durch die Idealgestalt des Nathan habe beweisen wollen, es könne auch edle Juden geben. Das war des Vortragenden gutes Recht; ebenso daß er voraussetzte, die Mitglieder des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens seien weit entfernt von der Absicht, in ihrer ganzen Lebensführung von dem Judentum und seinen Anschauungen sich leiten zu lassen. Daß aber der Vorsitzende des Vereins diesen Darlegungen mit Eifer und beinahe mit einer Art von Begeisterung zustimmte, darf nicht ohne Widerspruch bleiben. Daß Lessing habe beweisen wollen, „es könne auch edle Juden geben,“ glauben wir nicht, denn er war ein viel zu klarer Kopf, als daß er sich hätte vornehmen sollen, das Unbestrittene und Unbestreitbare erst zu beweisen. Er hat den Idealtypus des Juden hingestellt, und weil er ein Meister war, hat er ihn so ausgezeichnet getroffen, daß wir Juden die verwandten Züge kennen und anerkennen, und mit uns alle, die guten Willens sind. Was die zweite Bemerkung des Vortragenden betrifft, so kann der Vorsitzende ihr nur für seine Person beigepflichtet haben, und wahrscheinlich hat er es blos in einer Höflichkeit gethan, die übertrieben genannt werden müßte, wenn sie nicht durch die dem Gaste gegenüber obwaltende Verpflichtung entschuldigt wäre. In Höflichkeit wurde freilich das Mögliche geleistet. Der Vorsitzende pries den Vortragenden nicht blos als Meister der freien Rede, sondern stellte ihn neben den weisen Richter, von dem Lessings Nathan spricht, und hier wird Herr Wichert selbst sich kaum an seinem Platze fühlen.

Nach Beendigung des Vortrages berichtete der Vorsitzende über die wachsende Ausdehnung des Vereins, dem bisher 40 jüdische Gemeinden korporativ als Mitglieder beigetreten seien. Ueber die Angelegenheit der jüdischen Lehrerinnen an den Berliner Kommunalschulen sagte er, daß sie beklagenswert und nur geringe Hoffnung auf Erzielung einer Besserung sei. Er könne nicht öffentlich erzählen, was der Vorstand gethan; er müsse sich auf die Versicherung beschränken, daß man nicht müßig gewesen; auch bitte er, in der Diskussion die Frage nicht zu berühren.

Dem Wunsche wurde stattgegeben: der Sache geschah den ganzen Abend nicht mehr Erwähnung. Es wird jedoch erlaubt sein, an dieser Stelle das Bedauern darüber auszusprechen, daß jener Wunsch geäußert und nicht einmal eine Darstellung der Sachlage versucht worden. Ueber die Angelegenheit sind allerhand Fabeln verbreitet, sogar bei denen, die sich recht eifrig darum kümmern, und nicht zuletzt bei denen, die öffentlich versichern, daß sie insgeheim thätig sind. Hier ist Aufklärung nötig, einmal zur Beruhigung der Beteiligten, sodann zur Anleitung derer, die wirklich hilfreich sein und sich nicht etwa damit begnügen wollen, mit mehr oder minder schalen Bezirksvereins-Redensarten das Mißgeschick Israels zu bejammern und mit dem Martyrium anderer zu posieren. Es ist Grund zu der Besorgnis vorhanden, daß hier die Wahrheit verkannt und aus Rücksicht auf eine erheuchelte Freundschaft gerade die Stelle verletzt wird, wo der Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit waltet.

Der dritte Redner des Abends war Herr Dr. Hirsch Hildesheimer, der aus warmem Herzen und darum herzerwärmend, ergriffen und darum ergreifend über das jüngst von der 8. Strafkammer des Landgerichts I Berlin gefällte freisprechende Urteil über einen antisemitischen Buben sich ausließ, worin u. a. die Frage des Ritualmordes als religiöse jüdische Institution als unter den Gelehrten streitig hingestellt, in der Behauptung, daß dem Judengott der religiöse Kannibalismus wohlgefällig sei, eine strafbare Gotteslästerung nicht gefunden wird. Wir begreifen die Entrüstung des Redners über diese Urteilsausführung und teilen sie. Die Schmach aber, meinen wir, trifft nicht das Judentum — ganz und gar nicht. Verleumdung und Wahnwitz können schlimme Folgen haben, sie können das Urteil verdunkeln, aber niemals die Wahrheit selbst entstellen. Es ist kaum ein Jahr her, daß in China die christlichen Missionare hart verfolgt wurden. In der chinesischen Bevölkerung wurde die Mär verbreitet, daß die Missionare zu religiösen und medizinischen Zwecken die Augäpfel der Chinesenkinder brauchten. Der chinesische Mob glaubte das, und ganz sicher würde sich auch in China eine achte Strafkammer finden, die die Behauptung religionsgesetzlicher Verwendung von Chinesenkinder-Augäpfeln bei den christlichen Missionaren als unter den Gelehrten streitig bezeichnete. War damit dem Christentum anders als in der Absicht eine Schmach angethan worden? Nimmermehr! Nein, die Schmach traf und trifft ganz und gar die Väter der bösen Absicht. Ist Verworfenheit, was zumeist der Fall, der Anlaß der bösen Absicht, so ist die Entrüstung gerecht; ist es ein intellektueller Defekt, was häufiger der Fall ist, als man glauben mag, so ist die Milde des weisen Nathan am Platze, so mögen wir in aufrichtigem Mitleid der Unglücklichen mit einem teilnahmevollen „Nebbich“ gedenken, — was uns nicht hindern darf, die Gemeingefährlichen unschädlich zu machen. Nur davor möchten wir eindringlich warnen, daß man die Bedeutung eines bedauerlichen Strafkammererkenntnisses übertreibt. Das werden unsere Gegner schon thun.

Herr Dr. Hirsch Hildesheimer betonte wiederholt und nachdrücklich, daß er das Urteil der achten Strafkammer des Berliner Landgerichts I als aus aufrichtiger und gewissenhafter Ueberzeugung geschöpft, anerkenne. Mit dieser Versicherung erregte er einige Verwunderung — natürlich nur bei den Laien, die aber in der Mehrzahl waren. Er schloß mit der beherzigenswerten Mahnung, daß die Juden sich mit geistigen Waffen zur Bekämpfung des Antisemitismus besser ausrüsten und lieber durch die einschlägigen guten Schriften sich belehren, als zur Verbreitung der antisemitischen Schandlitteratur durch Nachfrage und Kauf beitragen sollten.

Hier können wir dem Redner nur vorbehaltlos beipflichten. Es war sehr angebracht, daß nach ihm Herr Professor Köbner einige ausgezeichnete Schriften von Dr. Joël und anderen zum Ankauf und zum Studium empfahl.

Was aber sagt der Vorstand des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens dazu? Hat er nicht durch seine Prozesse, die ohne Ausnahme kläglichen Ausgang nahmen — was freilich nicht seine Schuld war — antisemitischen Schriften und Personen das Leben gefristet? Wer ist Herr Sedlatzek? Wer würde ihn kennen, wenn der Zentralverein nicht wäre? Und sein Blättchen? Es lebt ja förmlich vom Zentralverein!

Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens beweist durch seine bloße Existenz seine Notwendigkeit. Wenn er nicht einem unabweislichen Bedürfnis entspräche — um seiner seitherigen Thaten willen hätte man sich ihm so zahlreich gewiß nicht angeschlossen. Den Anklang hat er trotz seiner seitherigen Bethätigung gefunden, die, soviel man davon in der Oeffentlichkeit erfahren, verfehlt und von üblen Folgen begleitet war. Man freute sich, daß eine Zentralstelle sich bildete, da die natürliche Zentralstelle, die Vertretung der jüdischen Gemeinde Berlin, so schmählich versagte. Und nach den mannigfachen Irrtümern und Wegverfehlungen wird der Verein die rechte Bahn schon einschlagen. Das Feld, auf dem er Gutes wirken kann, ist so unendlich groß, daß er seine Kräfte nicht zersplittern darf im Kampf gegen die Sedlatzek und Genossen oder gegen die achte Strafkammer des Berliner Landgerichts I.

M. A Klausner.

Aus dem Gemeindeparlament in Berlin.

Eine Tagesordnung von geradezu unheimlicher Reichhaltigkeit, Vorstand und Repräsentanten vollständig auf ihren Plätzen, auf der Gallerie eine Zuschauermenge, so zahlreich, wie sie seit Jahren an dieser Stelle nicht gesehen wurde, als erfreulicher Beweis dafür, daß die Zeit der stumpfen Interessenlosigkeit vorüber ist, das bildete die Signatur der diesmaligen Repräsentantensitzung. Aus den seitens des Vorsitzenden, Herrn Landsberger, erstatteten Mitteilungen heben wir hervor, daß nunmehr das revidierte Statut definitiv bestätigt ist. Ferner hat der vor kurzem begründete Verein selbständiger Handwerker jüdischen Glaubens eine Denkschrift an die Versammlung gerichtet, in welcher er diese unter berechtigtem Hinweis auf die bedrängte Lage der jüdischen Handwerker ersucht, in Zukunft bei Vergebung von Arbeiten und Lieferungen mehr als bisher jüdische Handwerker zu berücksichtigen. Vom Königlichen Provinzial-Schulkollegium ist ein Schreiben eingelaufen, worin dasselbe Kenntnis giebt, daß der jüdische Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten am 1. April 1896 eröffnet werden wird, und zwar soll in 3 Coeten je 2 Stunden wöchentlich unterrichtet werden.

Der nächste Gegenstand, betreffend Einsetzung einer gemischten Kommission zur Revision der Geschäftsordnung, wird auf die nächste Sitzung vertagt.

Die Versammlung erklärt sich sodann einverstanden mit der Annahme verschiedener Schenkungen bezw. Legate. Herr M. Jaroslawski hat der Altersversorgungsanstalt zur Erinnerung an den Tag seiner Vermählung die Summe von 12 000 Mk. überwiesen. Es soll davon ein Zimmer gestiftet werden mit entsprechender Gedenktafel; bezüglich der Besetzung desselben soll der Ehefrau des Geschenkgebers ein Vorschlagsrecht zustehen. Ein Legat in derselben Höhe ist derselben Anstalt seitens des verstorbenen Herrn Max Röhmann überwiesen worden.

Eine hocherfreuliche Entscheidung von prinzipieller Wichtigkeit wurde seitens der Versammlung sodann gefällt in der Angelegenheit betreffend den Bau einer Synagoge in der Lützowstraße. Wie aus dem Referat des Herrn Leonhard Sachs hervorgeht, hat der Vorstand die Absicht, zur Erlangung von Plänen ein Konkurrenzausschreiben stattfinden zu lassen und verlangt zu diesem Zwecke die Summe von 10 000 Mk. Mit anderen Worten: Unser Vorstand hält noch immer fest an dem alten Prinzip der Prunk- und Renommiersynagogen mit entsprechender Kostspieligkeit. In diesem Falle, wo die neuzuerrichtende Synagoge überhaupt nicht nach der Straßenfront zu liegen kommt, gewinnt die Sache außerdem noch eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem verunglückten Bau in der Lindenstraße. Die Kommission hat jedoch in anerkennenswerter Weise endlich einmal diese Anschauung zum alten Eisen geworfen. Sie will nur einen einfachen, würdigen Bau und empfiehlt dementsprechend die Ablehnung des Antrages des Vorstandes, der vielmehr ersucht werden soll, die bekannte Firma Cremer & Wolffenstein in Verbindung mit dem Baumeister Hoeniger zur Einreichung von Bauplänen zu veranlassen. Vom Vorstand wurde eine Verteidigung seines Standpunktes kaum versucht, denn das wenige, was vorgebracht wurde, klang so lau und mau, daß es als eine solche kaum angesehen werden kann. Dem Referenten wurde von den Herren Leichtentritt, Bodenstein und vom Standpunkte des Sachverständigen aus von Herrn Fränkel wacker sekundiert. Mit großer Majorität erhob dann auch die Versammlung den Antrag des Ausschusses zum Beschluß, der mit Recht als eine rettende That bezeichnet werden darf. Damit ist wiederum ein Stück Vorstandsweisheit über Bord geworfen. Man sieht doch, wozu Wahlen und Wahlagitation gut sind.

Für verschiedene Angelegenheiten wurden gemischte Deputationen eingesetzt. Die Angelegenheit, betreffend Verhandlungen mit der Reformgemeinde verlief vollständig glatt. Nach einem sehr kurzen Referat des Herrn Dr. Kirstein werden von der Versammlung die Herren Dr. Weigert, Oppenheim, Simon und Fränkel deputiert.

Eine gleiche Kommission wird beantragt zur Einrichtung von Jugendgottesdiensten an den hohen Festtagen. Aus dem Referat des Herrn Dr. Kirstein ist ersichtlich, daß das Rabbinat bereits eine Agende zu diesem Zweck ausgearbeitet hat, dem Anschein nach ein mixtum compositum aus allen möglichen Dingen. Ferner wünscht der Referent, daß solche Jugendgottesdienste auch an den übrigen Feiertagen stattfinden, und daß auch an gewöhnlichen Sabbaten dieselben häufiger als zur Zeit abgehalten werden. In die betreffende Kommission werden gewählt die Herren Kirstein, Sieskind, Leichtentritt und Jastrowitz. Als altes Inventarstück aus vergangenen Zeiten und gleichzeitig als pièce de résistance mußte wieder die Waisenkommission aufmarschieren resp. der alte Antrag des Vorstandes auf Einsetzung einer gemischten Kommission bezüglich der Grundsätze für die Waisenpflege. Die Sache selber ist in ihren Einzelheiten wohl zur Genüge bekannt. Die Versammlung hatte im November vorigen Jahres den jetzt wieder vorliegenden Antrag abgelehnt, dagegen eingewilligt, daß der Vorstand mit der Waisenkommission behufs Beilegung der streitigen Punkte in Verbindung trete. Diesem Beschlusse beizutreten hat jedoch wiederum der Vorstand abgelehnt und seinen damaligen Antrag erneuert. Die Sache wurde noch einmal lang und breit getreten, ohne daß ein einziger der Redner der Angelegenheit eine neue Seite hätte abgewinnen können. Bemerkenswert ist nur, wie der Referent, Herr Dr. Tiktin, der sein Referat übrigens mit großer Objektivität erstattete, in einigen Punkten dem Vorstande nicht ohne Schärfe entgegentrat. So hat z. B. der Vorstand in seinem Schreiben die Erwartung ausgesprochen, daß die Versammlung dieses Mal seinem Antrage zustimmen werde. Eine solche Erwartung auszusprechen, so bemerkt der Referent, habe der Vorstand kein Recht. Auch entspreche es nicht den Thatsachen, daß der damalige Beschluß der Versammlung, wie der Vorstand in seinem Schreiben behaupte, auf einem Mißverständnis beruhe. Die Versammlung zeigte sich dem Antrage gegenüber dieses Mal entgegenkommender, sie erklärte sich einverstanden mit der gemischten Kommission, nur der Antrag des Vorstandes, zwei Mitglieder der Kuratorien der Waisenhäuser in diese Deputation zu entsenden, wurde auch dieses Mal abgelehnt. Gewählt wurden die Herren Prof. Baginsky, Louis Sachs, Bodenstein und Mosse.

Es erfolgt nunmehr eine Anzahl von Geldbewilligungen bezw. Nachbewilligungen. Es werden bewilligt: Für Pflasterungen auf dem Friedhof in der Schönhauser Allee 149,27 Mk., für die Vergitterung des Chorraumes der neuen Synagoge 640 Mk., für Klosetanlagen in der Turnhalle der Knabenschule 2552 Mk., für eine Kesselanlage im Quellbade 1300 Mk., für Ausbau der Grundstücke Rosenstraße 2 und Kaiserstraße 29 1937,87 bezw. 3982,79 Mk., für Reparaturen auf den Gemeindegrundstücken 538,80 Mk., für Predigten bei den Jugendgottesdiensten 200 Mk. Bei diesem Punkte hielt Herr Professor Levin seinen Maiden-speech. Er bemängelte, daß man zur Abhaltung dieser Jugendgottesdienste junge Kandidaten heranziehe ohne praktische Lebenserfahrung, während doch von den angestellten Predigern 2 kontraktlich verpflichtet seien zur Abhaltung dieser Gottesdienste. Ueberhaupt sei es notwendig, unsere Prediger zu größeren Leistungen heranzuziehen, es sei ein nobile officium derselben, an jedem Sabbat zu predigen. Redner kündigt einen dementsprechenden Antrag für die nächste Sitzung an. Nach einer kurzen Entgegnung des Herrn Justizrat Meyer wird der Gegenstand verlassen. Im übrigen kommen wir in einem besonderen Artikel auf diesen Punkt zurück. Ueber die Gottesdienste an den letzten hohen Feiertagen berichtet Herr Leonhard Sachs, daß bei denselben die Einnahmen 33374,25 Mk., die Ausgaben 51336,24 Mk. betragen haben. Die Vermietung der Plätze in der Synagoge Lindenstraße habe eine Einnahme von 37475,50 Mk. erbracht.

Ueber die Verlängerung des Pachtvertrages mit dem Inhaber der Gärtnerei auf dem Friedhof Weißensee berichtet Herr Louis Sachs. Die bisherige Summe betrug 25000 Mk. Die Kommission beantragt, den Vertrag mit dem bisherigen Inhaber auf weitere 9 Jahre von 1. April 1897 an gerechnet zu erneuern und zwar zu einem Pachtzins von 27500 Mark steigend von 2 zu 2 Jahren um je 2500 Mk. Nach kurzer Debatte stimmt die Versammlung diesem Antrage zu.

Es folgen Ersatzwahlen in verschiedenen Verwaltungskommissionen, und zwar werden gewählt: in das Kuratorium des Erziehungshauses zu Pankow Herr Emil Mosse, in das Kuratorium des Krankenhauses Herr Baumeister L. Rinkel, in das Kuratorium der Dr. Ephraim-Stiftung Herr Bodenstein, in die Schätzungskommission Herr Löwenberg, in die Kommission für gottesdienstliche Veranstaltungen Herr Dr. Kirstein, in die Kommission für Beschaffung des Koscherfleisches die Herren Sieskind und Bodenstein, in die Kommission zur Subventionierung von Religionsvereinen die Herren Jastrowitz und Levin, in das Kuratorium der Altersversorgungsanstalt Herr Mecklenburg, in das Kuratorium des Reichenheim'schen Waisenhauses Herr Professor Levin. Alle diese Wahlen vollzogen sich glatt auf dem Wege der Akklamation. Nur bei der Wahl zur letzten Kommission mußte Zettelwahl stattfinden, und das ging so zu. Bislang hatten dieser Kommission angehört Herr Geheimrat Boas in seiner Eigenschaft als Repräsentant, und Herr Geheimrat Marcuse als Mitglied der Gemeinde. Nunmehr ist aber Herr Geheimrat Boas infolge Durchfalls bei den Wahlen dieses Amtes verlustig gegangen, und da die beiden Herren noch immer nicht die Zeiten der entschwundenen liberalen Herrlichkeit vergessen können, so versuchten die würdigen Geheimräte zu retten, was zu retten ist, und begründeten eine Mandatsversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, auf der Grundlage einer allerliebsten kleinen Schiebung dergestalt, daß Herr Geheimrat Marcuse gewählt werden solle als Repräsentant, um auf diese Weise ein Plätzchen freizumachen für Kollegen Boas als Vertreter der Gemeinde. Die Mehrheit der Versammlung machte jedoch durch dieses nur zu durchsichtige liberale Hintertreppenmanöver einen dicken Strich und setzte Herrn Geheimrat Boas gründlichst aufs Trockene.

Damit war zwar noch nicht die Tagesordnung erschöpft, wahrscheinlich aber die Repräsentanten. Ein Antrag des Herrn Mosse auf Vertagung der übrigen Gegenstände wurde angenommen. Es lag noch ein Antrag vor aus der Mitte der Versammlung, betreffend Neuwahl einer Kommission. Gemeint ist damit die Kommission, betreffend Wahl eines Rabbiners. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte dieser Gegenstand zu einem scharfen Meinungsaustausch führen, und wird dem Herrn Justizrat Meyer wohl die gebührende Antwort auf seine Eröffnungsrede vom vorletzten Montag zuteil werden. Noch eines möchten wir zum Schluß hervorheben: Auf der Tagesordnung der geheimen Sitzung stand u. a. auch eine Interpellation des bekannten Erlasses des Kultusministers hinsichtlich der jüdischen Lehrerinnen. Wozu in diesem Falle das Verhandeln hinter verschlossenen Thüren? Die Stadtverordnetenversammlung hat die Sache vor der vollen Oeffentlichkeit behandelt, und auch die Repräsentantenversammlung hat damals, als sie die Angelegenheit zum ersten Mal behandelte, das Licht der Oeffentlichkeit nicht gescheut. Hoffentlich wird in der neuen Aera mit der Geheimthuerei des Repräsentanten-Kollegiums wie mit manchem anderen Zopf aus der „liberalen“ Vergangenheit aufgeräumt.

Zur Klärung und Verständigung.

Von A. Treu, Münster.

II.

Die Ueberleitungssätze von der Klärung zur Verständigung waren bereits aus dem unsichtbaren Gedankenreiche sichtbar schwarz auf das weiße Papier getreten, und die darauf sich aufbauende Friedensepistel in ihren Hauptzügen entworfen, als eine Zeitungsnotiz den ganzen Plan wie eine Seifenblase zerplatzen machte, und eine veränderte Stoffwahl und Tonart sich zu empfehlen schien. In einer der letzten Nummern wurde hier berichtet, daß jetzt auch die politischen Blätter sich mit der Lage der jüdischen Lehrer zu beschäftigen anfangen, und zwar mit Bezug auf eine vom Vereine israelitischer Lehrer in Rheinland und Westfalen veröffentlichten Denkschrift. Das Verdienst dieser Denkschrift ist freudig anzuerkennen; sie ist aber weder von genanntem Vereine noch von seinem Vorstande (wozu auch Schreiber dieses gehört) ausgegangen. Wie in Nr. 6 dieses Blattes zu lesen, ist sie eine dankenswerte Gabe des Vereins für Rabbiner und Lehrer, an dessen Spitze Herr Rabbiner Dr. Lazarus steht. Bei der Erwägung, wie diese verschiedenen Titel so in Einklang zu bringen seien, daß eine Schädigung des zu Recht bestehenden und fest fundierten Vereines für zwei Provinzen vermieden oder doch möglichst gemildert werde, gedachten wir der ein-

dringlichen Mahnung des unvergeßlichen Pädagogen und unermüdeten Kämpfers für die Lehrer in seinem Vorworte zum Pädagogischen Jahrbuche 1863. Diesterweg nämlich verweist die Lehrer auf die Selbsthilfe und sagt: „Unsere Zeit ist die Zeit der Genossenschaften, die Zeit des gesellschaftlichen Denkens — zur Bildung von einem Pestalozziverein für jede Provinz, — eines Provinzialvereins — ein Kreis ist zu klein.“ — Ein solcher Verein israelitischer Lehrer für eine Provinz wäre sicher zu klein. Nun hatten schon 1856 die Lehrer Rheinlands und Westfalens auf dem Prinzip der Selbsthilfe für beide Provinzen unseren Verein ins Leben gerufen. Zwei Vereine in beiden Provinzen nehmen sich Licht und Luft und können gleich zwei einander zu nahe stehenden Bäumen nicht gedeihen. Zur Hebung des Gemeinsinnes und zur kräftigen Förderung der Interessen des Vereins waren Spezialkonferenzen vorgesehen und fanden auch wirklich in einer Reihe von Jahren statt in Rheine, Rheda, Haltern, Ahlen ꝛc., schliefen dann seit der Mitte der siebziger Jahre nach und nach aus manchen Umständen ein (besonders, weil auch die obligatorischen Kreisschulkonferenzen unter Leitung des Kreisschulinspektors die Abhaltung jener in Anbetracht des Zeitmangels erschwerte.) In letzter Zeit sind indes die Spezialkonferenzen in Westfalen zur Förderung der Interessen des großen Vereins wieder in Anregung gebracht, und wir wollen auch freudig das Verdienst des Herrn Dr. Lazarus anerkennen, daß er den Anstoß zur Abhaltung von Spezial-Konferenzen im Rheinlande gegeben, zur werkthätigen Unterstützung des bestehenden großen Vereins. —

Die Führung obigen Doppeltitels seitens der neuen Vereinigung scheint umsomehr gerechtfertigt, als bei der Aufforderung zur Gründung der Vereinigung von Rabbinern und Lehrern ausdrücklich betont wurde, diese wolle die Zwecke des Vereins israelitischer Lehrer für Westfalen und Rheinland fördern, und Herr Rabbiner Dr. Lazarus auf der Konferenz zu Hörde namhaften Personen das Versprechen gab, die von ihm gesammelten Gelder unserem Vereine zufließen zu lassen. — In diesem Sinne, und so verständig ist das Werk von Köln aus angeregt, ist dasselbe ein hochverdienstliches und würdig eines wahren Rabbiners und aufrichtigen Lehrerfreundes, und so gewinnt die Bezeichnung „Verein von Rabbinern“ ihre verständliche Erklärung und hohe Bedeutung.

Denn wir Lehrer bewahren in treuer Erinnerung das Andenken von Rabbinern, wie Bodenheimer, Philippson, sie gehörten gleichsam als edle Gönner unserem Vereine an, und ein Blick in den eben ausgegebenen Jahresbericht, wo unter Essen Rabbiner Dr. Samuel, obgleich noch nicht lange unserem Vereine angehörend, doch schon als Förderer unserer guten Sache, und unter Köln Rabbiner Dr. Frank als Wohlthäter unseres Vereins namhaft gemacht sind, zeigt dies jedem Unbefangenen deutlich, und können auch diese Herren nach den Statuten aktive Mitglieder unseres Vereins nicht sein, so waren und sind sie diesem doch förderlicher gewesen, als manche ordentliche Mitglieder.

Und nun ein Wort zur Verständigung, das noch mehr ist ein Appell an alle Beteiligten: Der Feind pocht stärker denn je an unsere Mauern. Einigkeit thut not, vermieden sei jede Spaltung; Sonderbündelei würde uns, die Schwachen, noch mehr schwächen! Eine hoffnungsvolle, schöne Zeit brach 1872 für die Schulen und Lehrer an. Der Name des Edlen, der berufen war, der Gestaltung der Schul- und Lehrerverhältnisse würdige Bahnen vorzuzeichnen, wird in der Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens immer leuchten.

Es durften auch unsere Lehrer hoffen, an dem allgemeinen Bildungswerke ihre Kräfte zu versuchen und dazu berufen zu sein. — Wer es erlebt, wie die allgemeine Verbrüderung der Lehrer ohne Unterschied der Konfession sich im gemeinsamen Streben erhebend bekundete, dem kann die Erinnerung das tiefe Bedauern über die jetzige Strömung nur einigermaßen die Hoffnung mildern, daß die Saat jenes Mannes echter Humanität, — die, nach Herder, wahre Religion ist, — daß die Saat, wenn auch von Nachtfrösten zeitweilig im Gedeihen zurückgehalten, — doch aufblühen müsse und wir den Glauben an die Menschheit nicht verlieren dürfen. —

Es kann hier nur auf die konfessionelle „reinliche Scheidung“ der Lehrer im großen und ganzen hingedeutet werden, wovon die wenigen noch das Allgemeine vertretende pädagogischen Blätter ein Lied im elegischen Tone singen. Und wir — die schwache Minderheit? Selbst extreme Naturen, die sonst einander bekämpfen, sind einig, wenn es gilt, in ihrem Streben nach einer höheren Stufe die Lehrer zum Trittbrette zu wählen. Von links geschmäht, von rechts mit Flötentönen angelockt — so wird am Babelsturm gebaut, bei welcher Prozedur die Lehrer als Ziegelsteine benutzt werden sollen.

Lehrer der westlichen Provinzen, wehrt diesem Ansturm und widerstehet der Lockung. Seid vor allem einig. Schart euch um unser vor 40 Jahren gepflanztes Vereinsbanner, rüttelt nicht an ihm. Seid nicht schwach, und ihr seid mächtig, bleibet fest, und der Sieg ist unser!

Hamans Enkel und semitisches Rachgefühl.

Von Lektor M. Friedmann, Wien.

Gewiß glaubt der Leser aus der Ueberschrift zu erraten, daß dieser Aufsatz unsern lieben Antisemiten gewidmet sei und sie als „Hamans Enkel“ darstellen will. Weit gefehlt!

Ein Theologe sprach über die Nützlichkeit des Ungeziefers und pries dasselbe als Wächter der Reinlichkeit; kaum läßt es sich verspüren, als schon die Hausfrau erinnert wird, eine größere Reinigung vorzunehmen, was sie nach den Gesetzen der Trägheit sonst unterlassen hätte. Die Entfernung und Vernichtung aller sonstigen gefährlichen Krankheitsstoffe sind die wohlthätigen Folgen einer solchen Reinigung, und so erweist sich das Ungeziefer, wenn auch nur indirekt, als Förderer unserer Gesundheit und unseres Wohlbefindens.

Darum sagte ich auch: „Unsere lieben Antisemiten;“ denn auch sie bilden die äußere Anregung Israels, in seinem Hause Umschau zu halten. Ach, die Mitglieder desselben wurden schon ganz lässig, kümmerten sich um alles in der Welt, nur nicht um das eigene Heim, ja, mancher mochte seiner beinahe schon vergessen haben; — da kamen die Antisemiten, sie an ihr eigen Haus zu erinnern und nun beginnt man, sich im eignen Hauswesen umzusehen. Und wenn

das Judentum sich von dem lebenzerstörenden Indifferentismus zu befreien beginnt, so haben die Antisemiten einen nicht geringen Teil dazu beigetragen.

Der Agadist Rabbi Abba-bar-Kahana machte folgende Bemerkung: Die Uebergabe des Ringes, durch den Ahasveros dem Haman alle Macht einräumte, hatte eine größere Wirkung als achtundvierzig Propheten und Prophetinnen zustande bringen konnten. Denn alle diese Propheten der heiligen Schrift haben Israel nicht gebessert und zur inneren Ein- und Umkehr gebracht; die Gewalt Hamans aber hat es zustande gebracht." (Megillah 14 a.) Dieser Haman galt und gilt als der größte Feind der Juden; aber auch für das Dasein eines solchen Wüterichs finden die Rabbinen eine Rechtfertigung in der göttlichen Weltordnung: Er ist ein Werkzeug in der Hand Gottes; nach den Worten des Spruchdichters: „Alles schuf der Ewige zu seiner Bestimmung, und auch den Frevler für den Tag des Unheils." (Sprüche 16, 4.) Von Sanherib sagt Jesaja: „Weh über Aschur, Rute meines Zornes, ein Stock ist in seiner Hand mein Grimm; gegen ein göttliches Volk lasse ich ihn los und gegen das Volk meines Grimmes entbiete ich ihn." (Jesaias 1, 5. 6). Und ebenso war Haman berufen zu seiner Bestimmung, ihn zu entbieten gegen Israel, es zur Kräftigung und Befestigung zu wecken.

Zu Ezechiel kamen die Aeltesten mit dem Plane, sich mit den Völkern zu assimilieren, in ihnen aufzugehen. Da sagt er: „Und was ihr euch in den Sinn kommen lasset, das soll nicht geschehen, daß ihr sprechet: Wir wollen sein wie die Völker, wie die Geschlechter der Länder u. s. w. So war ich lebe, ist der Spruch Gottes, des Herrn, daß ich mit starker Hand und mit ausgestrecktem Arm und mit überströmendem Grimme über euch regieren will." (Ezechiel 20, 32, 33.) Der Talmud bietet die Erklärung hierzu: „Wenn Israel sich nicht zu Gott bekehret, da bestellt er einen harten Regenten über sie, wie Haman." (Sanhedrin 97 b.) Nun wird aber nach der rabbinischen Lehre jedes Thun von guter Wirkung, auch wenn diese nicht beabsichtigt war, belohnt. Verliert jemand eine Münze — die aber kein Kennzeichen hat, durch das der Fund verkündet werden könnte — und ein Armer hat sie gefunden und sich damit genährt, so wird dies dem Verlustträger entlohnt. (Siphre ed. Friedmann 12. 4 b.) Und wenn auch Haman nur böse Absichten gehabt, so lassen die Rabbinen die gute Wirkung nicht unbelohnt. Ueber diese Belohnung will dieser Aufsatz referieren.

An der paläſtinensischen Küste des mittelländischen Meeres, eingezwängt zwischen Benjamin und Jehuda, lag der Landstrich Dans. Da war ein kleines Städtchen, namens Bene-Berak. (Josuah 45, 19). Dieses Städtchen war nach der Zerstörung des Reiches durch Titus gern von den jüdischen Gelehrten aufgesucht. Das Festbuch für das Passahfest erzählt uns von dem Schulpräsidenten Rabbi Elesar ben Asarja, daß er dort den Festabend hielt — ihm zur Rechten waren R. Eliéser und R. Josuah, zur Linken R. Akiba und R. Tarphon — und sie unterhielten sich durch die ganze Nacht über den Auszug aus Egypten. Vielleicht planten sie in dem entlegenen Städtchen, wie wieder die Freiheit aus dem sie bedrückenden römischen Joche zu erlangen wäre. Später hat R. Akiba den Sitz seiner Schule nach diesem Städtchen verlegt. (Sanhedrin 32 b.) Wer hat aber ursprünglich dieses Städtchen zum Sitze der Thora gemacht? Kein anderer, als die Abstämmlinge Hamans, (das. 96 b. u. Gittin 57 b.) Aehnliches trug sich zu mit den Nachkommen Sieras, Feldherrn des Königs von Chazor. Diese waren Schullehrer in Jerusalem. Eines höheren Lohnes erfreute sich Sanherib, König von Aschur, der die Rute des göttlichen Zornes gewesen; die Schulhäupter Schemaja und Abtalion waren seine Sprößlinge.

So geht die Geschichte ihren merkwürdigen Gang; keine gute Wirkung geht unbelohnt verloren, wie keine böse Handlung unbestraft bleibt. Jedenfalls haben wir Spätern dem Haman das schöne Purimfest zu verdanken. Der Jude ist nüchtern; am Purim soll er, nach dem Talmud, sich ein Räuschchen trinken. Wieviel soll er trinken? Der Talmud sagt, bis er vergessen hat, ob er Haman fluchen oder Mordechai segnen solle. Der nüchterne Jude empfindet tief den Stachel des Feindes, der ihm im Fleische bohrt — er trinke; nicht aber, um zu toben und zu fluchen, nein, wenn er getrunken hat, wird sein Herz sich erweitern und vergessen, Haman zu fluchen.

Die Einführung des Purimfestes mußte, wie im Buche Esther berichtet wird, erst durch den Machtspruch der Königin beim Volke durchgesetzt werden. (Esther 9, 29.) Das Volk sträubte sich dagegen. Weshalb? Ein solches Fest könnte den Haß zwischen den Völkern nähren, giebt der Talmud (Megillah 7a.) als Grund an. Nun hat es die Königin durchgesetzt. Was aber führten die Rabbinen als Pflicht für dieses Fest ein? Die Pflicht, eine eigene Armenkasse unter dem Namen Maoth Purim oder Magbath Purim in jeder Gemeinde einzuführen, welches Geld nicht mit andern Wohlthätigkeitsgeldern vermengt werden darf. Dieses Purimgeld wird jedem, der die Hand darnach ausstreckt, gegeben, ohne Untersuchung seiner Würdigkeit, ohne Rücksicht auf Konfession. (Baba Meziah 78 b. Jerusch. Megillah 1, 4; Schulchan Aruch 694.)

Dies ist semitisches Rachgefühl.

Feuilleton.

Die Insurgenten.

Von S. P.

(Fortsetzung.)

Dieser hatte sich aber an den romantischen und den jugendlichen Sinn zu sehr entzündenden Phantasie-Gebilden eines Lafontaine und Clauren, die ihm Sterne erster Größe am deutschen Horizont dünkten, dermaßen berauscht, daß ihn das ernste Gemarastudium zu langweilen begann. Durch diese beiden heterogenen Elemente, wie die steife talmudische Dialektik und die phantasmagorischen Feengestalten der Sentimentalitätsschule der damaligen Zeit hatte sein Geist eine eigentümliche Färbung erhalten. Die spitzfindigen Meditationen des Talmud hatten blos seinen logischen Sinn geschärft. Dagegen gaben der Schauer heiliger Glaubensscheu und das Moos altersgrauer Jahrhunderte, das auf ihrem Giebel wächst, den jüdischen Schriften in seinen Augen das ernste, kalte Ansehen eines berechnenden Greises, eine imperatorische Würde,

die blinden Gehorsam heischt. Ein bis ins Kleinste und Kleinlichste ausgesponnenes und streng überwachtes Zeremoniell erschien ihm so gespensterisch zauberhaft, daß sich ein eigentümlich peinigendes Gefühl diesem gegenüber unseres Helden bemeisterte. Kindliche Ehrfurcht und kindischer Schrecken einerseits, Trotz, Freiheitssucht und ein Streben, von diesem Zauber loszukommen, andererseits, waren seine Empfindungen bei den alten Folianten.

Eine grauenhafte Pietät, möchte ich sagen, war es, die ihn durchbebte. Die Romane hatten wiederum seinem Gemüte einen sentimentalen Anstrich gegeben und einen Hang zum Abenteuerlichen und Ritterlichen beigebracht. Er hätte für sein Leben gern Helm und Visier getragen, die Streitaxt geschwungen, verirrten Amazonen und bedrängten Dulcineen als fahrender Ritter beigestanden, und dann, ein wackerer Seladon, die Farbe seiner Schönen auf Turnieren getragen, und mit eingelegter Lanze hoch und teuer geschworen: sie sei die Blume deutscher Frauen u. s. w. Dieser abenteuerlichen Richtung ist aber das Judentum, wie es sich durch alle Schicksalsschläge herangebildet hat, schnurstracks entgegengesetzt. Das Judentum wurzelt in dem nüchternen Verstande, und zieht seine Nahrung aus einer gesunden Vernunft-Moral. Es trat bei seinem Erscheinen der blumenreichen Poesie des Heidentums entgegen, wo es noch selber im Blütenreiche holder Wunderträume war; geschweige denn jetzt, wo es sich dem Dunkel schlummernder Kräfte entrungen, und zur vollen Frucht der That und Gesinnung und des überlegten Systems herangereift ist. So fühlte sich der junge Rubinthal von zwei entgegengesetzten Mächten fortgerissen, zu deren einer er sich hingezogen, von der andern aber fest umschlungen wähnte. Er kannte keinen Ausweg aus dem Zwiespalt seines Innern, und völlige Aufklärung, ausgebreitetere Kenntnisse, gehörige Würdigung des Judentums, vermochten ihm weder die einseitigen Rabbinen noch die Jammergestalt seines Schulmeisters zu geben, der zu wenig Wissen hatte, um einen so lebhaften Geist ganz auszufüllen. David war daher stets in gereizter Stimmung, von rechthaberischem Widerspruchsgeiste, einem Vermächtnisse des Talmud, besessen. Er haderte mit dem Gesetze und befolgte es dennoch; seine Reden waren Freigeisterei, seine Thaten Strenggläubigkeit; in Liebe für seinen Glauben und dessen Bekenner erglüht, hätte er sein Blut für dieselben verspritzt; aber mit dem Munde höhnte er die Gebräuche und Sitten, tadelte derb seine Nation und stieß Schmähungen, gerechte wie unbillige, gleich einem Judenfeinde, gegen sie aus. Voll Ergebung und Pietät gegen den alten Vater hätte er im Geringsten nicht seinem Willen zuwidergehandelt; doch hatte er stets einen sophistischen Einwurf in petto gegen jede Ansicht des Greises, obwohl er sich dennoch nach letzterem richtete. Aber diesmal schien er die Unbeugsamkeit desselben ganz unerträglich zu finden; denn er hing mit Herz und Seele an der Sache der Polen. Auch wäre es kein auffallender Schritt von seiten eines Juden gewesen, wenn er sich in die Reihen der Kämpfenden gestellt hätte, da, wie bereits gesagt, eine Unzahl jüdischer Soldaten mitfochten. Diesmal glaubte er sich keines Sophismus bewußt, wenn er den weisen Rat Samuels jüdische Feigheit schalt. Aber er wagte dennoch nicht, den Unwillen des guten, sonst so vorurteilsfreien Vaters auf sich zu laden.

III.

Es war Freitag den 25. Februar, da verkündete der Donner der Geschütze das Beginnen der Schlacht, die im Gewittersturme daherbrauste. Finster blickte der Himmel darein, die Sonne hatte sich mit dichtem Gewölke umgeben, um das gräßliche Blutbad, das hier angerichtet werden sollte, nicht zu bescheinen. Ein dichter Nebel lagerte auf dem Erlenwalde bei Grochow, als wollte die Natur das Leichentuch den Helden vorbereiten, die hier das Ziel ihrer Laufbahn finden sollten. Die nackten Erlen streckten warnend ihre Zweige den Nationen entgegen, die kampfgerüstet einander den Mordstahl entgegentrugen. Die Schlachten von Dobra und Wawra sollten nur kleine Vorspiele gegen dieses schauderhafte Drama gewesen sein, denn es war nicht ein Kampf der Mietlinge und Söldlinge, es war ein Ringen der Verzweiflung mit der Uebermacht, ein Kampf um Sein und Nichtsein, wo es den Ruhm, die Unsterblichkeit der einen und die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der anderen Nation galt.

Die Einwohner Warschaus hatten sich auf die Wälle begeben, wo man deutlich die Bewegungen der Heere, ja manche kühne That einzelner Tapferen sehen konnte. Drüben donnerten die Geschütze und fanden einen schmerzlichen Nachhall in der beklommenen Brust so mancher Mutter, Schwester, Braut, die den Liebling ihres Herzens, oder den treuesten Gefährten ihrer Jugend, oder den auserkorenen Heißgeliebten am Rande des Abgrundes oder vor dem gähnenden Schlunde der Kanonen fechten sahen. Auch David hatte sich auf den Wall begeben, um seinen Eltern über den Ausgang der Schlacht zu berichten. Er drängte sich durch die Menge, um eine freiere Aussicht zu gewinnen; und als er dann festen Fuß gefaßt, und in das Getümmel der Schlacht hinausgesehen — da war es ihm, als wenn die Bilder seiner Phantasie ihm vor die Sinne träten; er wähnte, die fata morgana aus den grauen Wellen der Erinnerung emporsteigen zu sehen. Er sah nur die wehenden Paniere, hörte nur das Wirbeln der Kriegsmusik, die ihn umschwirrte, die stampfenden, kampfschnaubenden Rosse, das Klirren der blitzenden Waffen, und ihm schwollen die Adern, es füllte das Herz sich mit Mut, es dehnten sich die Muskeln und alle Sehnen waren gespannt. Unwillkürlich ballte er die Faust zum Kampfe — da sah er den edlen Chlopitzki im mörderischen Gemetzel, der mit scharfer Sichel seine Leichenernte hielt. Mit lebhaftem Geberdenspiele begleitete er jede seiner Bewegungen. Jetzt war jener umringt von Feinden, der eine hatte schon den Säbel geschwungen — ein Augenblick noch, und der treue Diktator war verloren. — Da verschwammen dem armen David alle Bilder in blutige Wolken, die ihn umnebelten; jetzt sah und hörte er nichts mehr, als das Kampfgewühl und das Toben der Schlacht — jetzt war es ihm einzig um Chlopitzki zu thun — und — „jetzt gilt's Mut, Polen! Hinein! Befreiet den Diktator!“ — er hebt den kräftigen Arm — „nieder mit den Moskowitern!“ ruft er — und gab — einem ehrlichen Bürgersmanne, der daneben stand, einen tüchtigen Puff, daß er zu Boden sank. Nun lief alles herbei; man glaubte, ein Verräter habe sich eingeschlichen. David wachte aus seinen Träumen auf, wurde um die Ursache seines Auftrittes befragt und war froh, dadurch loszukommen, daß ihn zwei der anwesenden Israeliten, um den

Sohn des Nagid vom Gefängnisse zu befreien, für verrückt ausgaben und nach Hause führten.

Indes nahm die Schlacht ihren Verlauf. Anfangs schien das Kriegsglück den Polen unhold zu sein, denn sie mußten das mit so schweren Opfern errungene Erlenwäldchen verlassen. Chlopitzky war schwer verwundet aus der Schlacht weggetragen; der ratlose Radzivil ließ den Rückzug kommandieren, — und schon dehnten sich die russischen Kolonnen über die polnische Linie hinaus und drohten sie von Warschau abzuschneiden — als die Vorstadt Praga, von den Polen selbst in Brand gesteckt, eine gräßliche Leichenfackel der Helden, die hier gefallen, hoch aufloderte, und den Graus und die Verwüstung beleuchtete, die Wut und Verzweiflung hier angerichtet. Skrzynecki fiel jetzt der verwirrten feindlichen Kavallerie in die Flanken und hatte sie bald zum Sinken gebracht. Hierauf gesellte sich auch Krukowiecki dazu, und die Polen standen in imposanter Stellung unter den Kanonen Pragas. Die Russen wagten keinen Angriff weiter, und die Schlacht bei Grochow, die so verheißungsvoll begann, endete unentschieden für beide Nationen — soviel Blut auch beiderseits geflossen war.

Um vier Uhr nachmittags hatte man den verwundeten Chlopitzky in die Stadt gebracht, und mit ihm kamen Depeschen an die Behörden und andere auf der verspäteten Post zurückgebliebenen Briefe an Privatpersonen. Alles rannte mit gespannter Erwartung den Postboten entgegen, die ihre Hände voll zu thun hatten, um nur die Trinkgelder in Empfang zu nehmen. Dort weinte eine Mutter vor Freuden, hier eine Braut vor Schmerz; da dankte eine Schwester dem Himmel, der ihre Bitte erhört, dort rang eine Gattin in Verzweiflung die Hände, denn die letzte Hoffnung war geschwunden.

Keiner hatte einen gleichgiltigen Brief empfangen — so auch Samuel Rubinthal nicht, dem der Postillon sein Schreiben etwas spät überbrachte, als er schon dem Sabbat, der Himmelsbraut nach den jüdischen Poesien, entgegensehend, nicht mehr den Brief öffnen wollte, weil er leicht eine Geschäftsangelegenheit enthalten und in ihm Werktagsgedanken erwecken könnte.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu und wiederum schwärmten die Einwohner Warschaus durch alle Straßen, Ecken und Plätze, aber nicht mehr in jener Ruhe und Stille — es war wie das Getöse des Meeres, wenn der Sturm verbraust, und in seinen Nachwehen die Brandung ans Gestade schlägt. Wiederum sank das blasse Gestirn des Tages nieder, besiegt vom Herrscher der Nacht, und nahm seinen blutigen Abschied vom Graus dieser Hemisphäre. Wiederum kehrten David und Samuel durch die enge Gasse aus dem Gotteshause heim, aber sie waren festlicher gekleidet. Die atlassenen Radschiwulki rauschten wie Flitter, und auf ihrem schwarzen Spiegel glänzte der Sterne Schimmer, an die Stelle der Stiefel traten Schuhe, und das Antlitz des edlen Greises strahlte die Sabbatfeier seines Gemütes aus. Auch David hatte eine bessere Kleidung angelegt, aber schweigsamer und düsterer noch als gestern, ging er neben dem Vater her, bis dieser wieder die Stille zuerst unterbrach. „Weißt Du etwa, woher heute der Brief kam, den wir am späten Abend erhalten? Deine Mutter hatte schon das Lämpchen angezündet und den Sabbat für begonnen erklärt, ich mochte daher jenen nicht mehr lesen.“ „Dem Poststempel nach ist er aus Wilna, und an der Aufschrift erkenne ich Nachman Traumans Hand.“ „Ei, ei, ist der jetzt in Wilna? Pilgert doch dieser Mensch rastlos von Gemeinde zu Gemeinde! Nun, der wird wohl keinen Geschäftsbrief schreiben. Wie wollen ihn nach Kiddusch lesen.“ „Wer weiß!“ versetzte David, „sein Gewerbe ist der elendeste Schacher, den ich kenne.“ „Man muß keinen Stand verachten. Traumann hat auch schon manches Gute gestiftet.“

Sie waren nun zu Hause angelangt, wo alles im Schimmer einer Ampel glänzte. Hanna, die Hausmutter, prangte in ihrer glänzenden Stirnbinde, eine Art Perlenbouquet mit funkelnden Diamanten, auf der schneeweißen, mit Spitzen versehenen Perlenkrone, und empfing in der stark geheizten Sabbatstube mit heiterer Miene den Alten, der mit einem freundlichen „guten Sabbat“ eintrat und ein althebräisches Lied anstimmte, um die Engel des Friedens zu begrüßen, die unsichtbaren, himmlischen Wesen, die von Gott gesandt, um die Feier und Freude des Ruhetages zu erhöhen, und die Schwingen der Seelen zu lösen, die die ganze Woche gehemmt, nur am Sabbat ihren Geisterfittig entfalten. Dann legte der Greis seine Hand auf das Haupt des Sohnes, um ihn zu segnen, worauf jenem der Kelch des Weines zum Sabbatspruche dargereicht wurde.

(Fortsetzung folgt)

Der Gang zur Synagoge.*)

Volkssage.

Sabbatmorgen ist es wieder; buntes Drängen und Gewoge
Wälzt sich laut zu Worms am Rheine, hin zur Frauensynagoge,
Fern von Kanaan's Gefilden feiert heut als frohe Schar
Still vereint das Volk der Juden andachtsvoll sein neues Jahr.

Ueberfüllt sind schon die Räume, und die hehren Lieder schallen,
Daß der liebe Gott sie höre durch die hochgewölbten Hallen,
Sieh', da eilet durch die Straßen, keuchend, mit erhitztem Leib,
Als die Letzte hin zum Tempel, einsam noch ein junges Weib.

Kummerbleich sind ihre Wangen; doch sie lächelt sonder Schmerzen,
Denn sie trägt als Himmelsgabe Muttersegen unterm Herzen.
Ihrem Gott den Dank zu bringen bei der heil'gen Kerzen Schein,
Biegt sie fröhlich in ein enges, menschenleeres Gäßchen ein.

Als sie hastig weiterschreitet, kommt entgegen ihr ein Wagen,
Um die Rosse saust die Peitsche, daß sie schnaubend um sich schlagen.
Für die Angsterfüllte giebt es kein Entrinnen links und rechts,
Und sie bleibt erzitternd stehen vor der Wut des Pferdeknechts.

Flehend hebt sie ihre Hände, doch den Wütrich freut ihr Beben,
Und ihn schreckt nicht, daß vernichten leicht er kann ein Doppelleben.
In Verzweiflung drückt die Arme rückwärts sich an eine Wand,
Aufgestiebt vom Huf der Tiere, weht um sie der Straßensand.

Sturmgleich fährt daher der Wagen, und ihr Herzschlag stockt vor Schauer.
Schon will sie das Rad erfassen! Sieh', da weicht zurück die Mauer!
Das Verderben geht vorüber, das die Bosheit angefacht,
Und mit ihm der Todesengel, folgsam einer höhern Macht.

*) Aus: „Haiderosen“. Gedichte von Karl Schäfer.

Bald d'rauf hat zur Zeit des Vollmonds einen Knaben sie geboren,
Den der Himmel, Segen spendend, Israel zum Heil erkoren.
Denn er ward in spätern Zeiten als ein großer Mann bekannt,
Und als Rabbi Juda Chasid ruhmvoll in der Welt genannt.

Kommst Du einst nach Worms am Rheine, gehe in die Judengasse,
Du erblickst dann noch die Spuren in der Mauer fester Masse.
Nach Jahrhunderten bezeugen sie es deutlich jedermann,
Daß sich, wenn der Mensch so lieblos, noch der Stein erbarmen kann.

---

* **Im Salon Gurlitt**, dem Sammelpunkt aller Freunde und Meister der bildenden Künste, hat ein jüdischer Maler, Lesser Ury, ein großes Gemälde ausgestellt, das unter dem Titel „Jerusalem" eine ergreifende stimmungsvolle Darstellung trauernder Juden bietet. Der Kunstreferent des „B. T." schreibt über dieses Bild: Bendemann hat uns die über Zion trauernden Juden an den Wassern Babels noch im Lichtglanz einer Schönheit gezeigt, die sich dem Wohlklang der elegischen Klage des Psalmisten anschloß. Die Gestalten Bendemanns konnten noch zu Hoffnung und Freude erweckt werden. Hoffnungslose Verzweiflung, rettungsloses Elend liegt auf dem Häuflein Juden gebreitet, das Lesser Ury in seinem Bilde am Strande des Ozeans versammelt hat. Die Nacht ist schon tief am Hereinbrechen; nur mühsam kann das Auge die in der Dunkelheit verschwimmenden Züge unterscheiden, hier und da nur noch die Silhouette. Was das Auge enträtseln kann, das setzt sich um wie in ein schmerzliches Stöhnen, das aus diesen Jammergestalten hervortönt. Auf der Holzbank das alte Weib mit den erstarrten Zügen hat längst mit irdischer Freude abgeteilt; zusammengekauert blickt ein halb Wahnsinniger stier aus dem Bilde heraus; ein alter Mann mit blödem Ausdruck murmelt die gewohnten Gebete. Aus den Zwischenräumen zwischen den in plastischer Ruhe sich heraushebenden Gestalten schimmern die weißen Wasser des Meeres, und im Hintergrund verschwimmen die letzten Lichter der schon untergegangenen Sonne. Ein großes stilistisches Vermögen und eine tiefernste Lebensauffassung sprechen aus dem Bilde Lesser Urys und ziehen den Beschauer in den Kreis der finsteren Empfindungen, die er heraufbeschwört. Am ehesten kann man ihn mit Klinger vergleichen, an dessen Kompositionsweise und Bitterkeit er erinnert. In den letzten Sinn dieses sich als symbolisch schon durch seinen Titel ausweisenden Kunstwerks einzudringen, ist nicht ganz leicht. Die Hoffnung auf Wiederaufrichtung von Zion verschwindet in einem letzten in Elend verkommenden Rest jüdischen Volks, repräsentiert durch eine Schar polnischer Juden — das scheint am ehesten die Deutung dieser Vision Lesser Urys zu sein. — Etwas mehr liest der Referent des „B. C." aus dem Bilde heraus: Eine kleine Schar armer Juden ist auf dem Wege nach einem neuen Wohnsitz. Der Familienvater, eine Erscheinung ehrwürdigen Alters, in allem Unglück ruhig und gefestet durch eine unendliche Reihe bitterer Lebenserfahrungen. Die Mutter, eine Matrone, die wie eine grau gewordene Maria am Leibe der eigenen Familie viele, viele Bitternisse erfuhr, aber, vom Schmerze fast versteinert, keine Thränen mehr findet, nur ewige, ewige nachdenkliche Ruhe. Der Sohn, den der Schmerz noch weniger niederwarf, ein Heros des orthodoxen Geistes, welcher über die trauernden Eltern hinweg das Haupt stolz erhebt und sich weit in der Ferne den Horizont sucht, der ihm groß und breit genug dünkt für seine Zukunft. Sein Weib, eine Königin des Schmerzes und doch dem Augenblick ganz hingegeben, herrschend, wenn sie sich aufrichtet, gewinnend, wenn sie niedergebeugt den Thränen ihren Lauf läßt, und aus diesen Thränen gern zu ihrem frischen Kinde herabblickend, dessen Sonne ihre Wolken verscheucht: als Mutter hat sie ihre ganze Zukunft nur in ihm. Dann die Anverwandten und die übrigen Familienmitglieder, jedes in seiner Art: bald der Sehnsucht sich hingebend, bald in stiller Beobachtung versunken, bald auch, abgetrennt von den Anderen und von den Gedanken der Anderen, egoistischen Plänen nachsinnend, — wozu Sehnen und Hoffen? Wozu nicht den Augenblick am Schopfe fassen, der unserer Existenz den goldenen Boden bereitet? . . . . Die Juden sind auf ihrem Zuge in die Zukunft oben, hoch oben über dem weiten stillen Meere an einer Bank vorbeigekommen; der Abend senkt sich über die Erde; sie rasten noch ein letztes Mal an diesem Tage. Sie beten. Schweigsam verharrt die Natur. Kaum rascheln die wenigen Bäume, die den Dünenhügel gegen das Meer zu beleben, im leisen Abendwinde. Alles ist still, unendlich still, in banger, sehnender Erwartung des Kommenden. Und durch das große Schweigen zieht eine geheimnisvolle Verheißung. — Dieses ist die Szenerie des gewaltigen Bildes. Ich bin glücklich, bei dieser Gelegenheit einmal meine grenzenlose Bewunderung der Uryschen Kunst aussprechen und belegen zu können. Denn Urys Werk ist nicht nur sein Meisterwerk, es ist ein Meisterwerk der gesamten modernen Kunst, es ist ein kunstgeschichtliches Bild.

* **Hamans-Ohren.** Den verehrten Leserinnen dieses Blattes empfiehlt eine englische Dame folgendes Rezept zur Herstellung dieser beliebten jüdischen Originalspeise: Nimm 1 Pfund feingesiebtes Weizenmehl, 4 ganze Eier und 2 Eigelb. Wenn die Eier tüchtig geschlagen, gieb Salz hinzu und mische tropfenweise 4 Eßlöffel bestes Olivenöl dazu, während welcher Prozedur die Eier fortwährend geschlagen werden. Dann gieb Mehl hinzu, aber um eine Klumpenbildung zu verhüten, nur wenig auf einmal; rühre fortwährend das Ganze, bis sich ein Teig gebildet hat, der sich leicht rollen läßt. Ist er zu steif, so schütte einen Eßlöffel voll Wasser hinzu. Diesen Teig rolle ganz dünn auf einer mit Mehl bestreuten Marmorplatte und schneide ihn in dreieckige Stücke, welche mit der Hand so gebogen werden, daß sie ungefähr die Gestalt eines Ohrs erhalten. Backe diese in einer Pfanne mit siedendem Oel und sobald sie braun geworden, nimm sie heraus und rolle sie in Zimmet und gemahlenen Zucker oder auch in Vanille-Zucker. — Falls für dieses Jahr zu spät, bittet man das Rezept aufzubewahren.

* **Vinz-Purim in Frankfurt a. M.** Bei dem hauptsächlich durch den Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch, als Haupträdelsführer, im August 1614, zu Frankfurt a. M. gestifteten Aufruhr wurden besonders die Juden auf empörende Weise mißhandelt und aus der Stadt vertrieben, bald darauf aber, nach Niederwerfung des Aufruhrs, Aechtung und Hinrichtung des Rädelsführers und seiner Genossen, in feierlichem Aufzuge in die Stadt und in die Judengasse zurückgeführt. Bei dieser

Gelegenheit dichtete Elchanan Bar Abraham Helen, mit dem Familiennamen Wertheimer, ein „Vinzlied“ oder „Vinzhanslied“, welches zuerst 1648 zu Amsterdam und später 1696 zu Frankfurt a. M. (bei Josef Trier) gedruckt wurde. Die Melodie der „Schlacht von Pavia“ muß schon 1614 durchaus populär gewesen sein, denn sie machte sich sogar auch bei dem feierlichen Wiedereinzuge der Juden, unter dem Geleite von Soldaten mit fliegenden Fahnen und Trommeln und Pfeifen, bemerkbar. So nahm bei diesem Einzuge der Vorfahr der noch heute in Frankfurt angesessenen Familie Adler in seiner übersprudelnden Freude einem Trommelschläger Trommel und Schlägel weg und accompagnierte eigenhändig auf der Trommel die Melodie der „Schlacht bei Pavia“ beim Einzuge in die Judengasse. Mit der merkwürdigen Treue, mit welcher das Judentum seine Traditionen aufrecht erhält, ist auch die Melodie der „Schlacht bei Pavia“ vom Judentum in Frankfurt aufrecht erhalten worden. Nach der Rückkehr in die alte Frankfurter Heimat wurde von der dankbaren Gemeinde zur Erinnerung an die schwere Zeit der harten Bedrängnis ein Fasttag angeordnet, welchem sich unmittelbar ein Fest- und Freudentag — Vinz-Purim — anschloß. An diesem zweiten Festtag wurde der erste Abschnitt des Morgengebetes nach der Melodie der „Schlacht bei Pavia“ gesungen, und dies ist noch bis vor wenigen Jahren geschehen. Wie die Melodien fast aller jüdischen Gottesdienstgesänge, erhielt sich auch diese Melodie durch Tradition ohne Aufzeichnung nach Noten. Vor mehreren Jahren veranlaßte Herr Elias Ullmann nach dem Vortrage eines alten Synagogenvorsängers eine Aufzeichnung der Melodie. Besitzt sie einer unserer Leser?

* **Kalendarisches.** Daß Purim wie in diesem Jahre auf Freitag fällt, kommt nur selten vor. Das letzte Mal geschah dieses im Jahre 1883 und wird in unserm Jahrtausend nur noch geschehn in den Jahren 1899, 1903, 1910, 1923, 1930, 1950, 1954, 1974, 1977, 1981 und 1994, also zweimal in Abständen von 20 Jahren. Nach der jüdischen Zeitrechnung fällt Purim immer auf den Wochentag, welcher dem des Erew Peßach vorhergeht. Letzterer fällt daher in diesem Jahre auf Sabbat und der 1. Peßach auf Sonntag und ist es gerade dieser Umstand, welcher für die jüdische Kalenderberechnung ein allgemeines Interesse hat. Die religiöse Feier des Peßachfestes ist nicht nur von höchster Wichtigkeit, sondern die Wochentage desselben dienen auch dazu, die Wochentage aller übrigen Feste des Jahres im voraus genau nach denselben bestimmen zu können. Nach der Formel את בש braucht man sich nur folgendes zu merken: Auf den Wochentag des 1. Peßach fallen die Fasten des 17. Tamus und 9. Aw, auf den des 2. das Wochenfest, auf den des 3. Neujahr und Laubhüttenfest, auf den des 4. Simchat Thora, auf den des 5. das Versöhnungsfest und auf den des 6. das vorhergehende Purim. Daher fällt dieses Jahr der 6. Peßach auf Freitag, weil auch Purim auf Freitag fällt. Da sich nun alle Feste nach den Wochentagen des Peßach richten, wurde in dem jüdischen Kalender die Bestimmung getroffen, daß der 1. Peßach nie auf Montag, Mittwoch oder Freitag fallen darf. Fiele er auf Montag oder Mittwoch, so würde der Jom Kippur, welcher auf den Wochentag des 5. Peßach fällt, auf Freitag oder Sonntag fallen, also einem Sabbat unmittelbar vorhergehen oder nachfolgen. Dieses würde aber große Unbequemlichkeiten verursachen, da es nicht erlaubt ist, an einem dieser Tage, also an Jom Kippur oder Sabbat, die Speisen zuzubereiten. Es würden zwei streng zu feiernde Sabbate, an welchen jede Werkverrichtung, also auch das Zubereiten der Speisen verboten ist, unmittelbar auf einander folgen, oder man würde zwei Tage fasten müssen, was eben für den Sabbat, falls er nicht mit Jom Kippur zusammenfällt, auch verboten ist. Wäre der erste Peßach dagegen am Freitag, so würde Hoschana rabbah auf Sabbat fallen, und das uns vorgeschriebene Abschlagen der Weiden nicht stattfinden können. Daher ist die Vorkehrung getroffen, daß der 1. Peßach nur auf einen der Wochentage Sonntag, Dienstag, Donnerstag oder Sabbat falle.

* **Israel in Egypten.** Der biblische Bericht über den Aufenthalt der Israeliten in Egypten und ihren Auszug aus Egypten, der naturgemäß ein unvollkommenes Bild der damaligen Verhältnisse liefert, hat antisemitischen Skribenten erwünschten Stoff zu Schmähungen der Juden insbesondere und der Semiten im allgemeinen dargeboten. Den Antisemiten beliebt es, auch die Juden jener Zeit als Ausbeuter und eine kulturell niedrig stehende Menschenart hinzustellen. In Wahrheit verhielt sich die Sache ganz anders. Wie drei Jahrtausende später in Spanien, waren dazumal die Juden in Egypten höchst wichtige Träger der Kultur, die auf die Mehrheit der Bevölkerung den nachhaltigsten Einfluß in allen wirtschaftlichen und sozialen, mit dem Gedeihen des Staates innig verknüpften Beständen segensreich ausübten. An den Folgen der Massenauswanderung der Juden siechte das altegyptische Staatswesen ebenso dahin, wie noch Spanien an der Judenaustreibung von 1492 heutigentags kränkelt. Es ist nicht anders, als ob man einem Menschen bis zur Ermattung zur Ader läßt. Der Mensch kann freilich zur Not noch weiter sein Leben fristen, doch mit seiner Widerstandskraft und Gesundheit ist es zumeist auf die Dauer vorbei. Ein Vortrag, den einer der bedeutendsten Egyptologen der Gegenwart, Professor Dr. Alfred Wiedemann, am 9. Dezember 1895 aus Anlaß der Winkelmann-Feier in Bonn gehalten, zeigt so recht deutlich, wie die auf den Straßen und in den Kneipen sich breitmachende Weisheit und Wissenschaft der Antisemiten wesentlich nur in der Einfältigkeit und bodenlosen Ignoranz ihrer Zuhörer und der antisemitischen Sudelpresse besteht. Freilich, so leicht kann man die Ergebnisse ernster und emsiger Forschung und Denkarbeit nicht unter das sogenannte „Volk“ bringen, das jedem vernünftigen Nachdenken spinnefeind ist. Professor Wiedemann belehrt uns, daß die Semiten zur Zeit der egyptischen Knechtschaft ein wichtiger Faktor im sozialen Leben der Egypter gewesen, und die Beweise hierfür oder richtiger die Quellen, aus denen der Forscher diesen Nachweis schöpft, geben ihm gerade die uns erhaltenen und glücklich entzifferten altegyptischen Originaldenkmäler jener Zeit an die Hand. Es liegt nicht in meiner Absicht, den in den Bonner Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande (Band XCIX) abgedruckten und allgemein zugänglichen Vortrag hier ausführlich wiederzugeben; ich wollte es mir jedoch nicht versagen, auf diesen Vortrag wenigstens hinzuweisen, nachdem ich aus der vorletzten Nummer dieses Blattes ersehen habe (Aufsatz über Schopenhauer), daß jener Irrtum,

ja jene Fälschung historischer Vorgänge auch in jüdischen Kreisen Eingang gefunden. Dr. F. S. K.

* **Reminiszenz.** Unter Friedrich dem Großen lebte in Berlin ein jüdischer Petschaftstecher, Salomon Bucher mit Namen. Derselbe lieferte auch Modelle zu Münzen. Einmal ließ ihn der König zu sich kommen, bezeugte ihm seine Zufriedenheit und erlaubte dem bereits Siebzigjährigen, sich eine Gnade auszubitten. Bucher ersuchte nun um eine Anstellung bei der königlichen Münze. Aber diesen Wunsch wollte der König nicht erfüllen. „Ja, wenn Er ein Christ wäre", sagte Friedrich II., „dann ließe sich darüber sprechen." Nach vier Wochen erschien Bucher wieder vor seinem Landesherrn und meldete, daß er „zur Christenheit" übergegangen sei, weil der König versprochen habe, ihm ein Amt zu geben, wenn er Christ geworden sei. Da sagte Friedrich zornig: „Melde Er sich bei unserm Stallmeister als Vorläufer!" Bestürzt machte Bucher sein hohes Alter geltend. Aber der König erklärte: „Wenn er in vier Wochen überlaufen konnte zum Christentum, dann wird Er auch Kraft genug haben, vor meinem Wagen herzulaufen. Wir haben nie von solchen Menschen etwas gehalten, die ihren Glauben wechseln wie einen Rock."

Wochen-Chronik.

Berlin, den 14. Adar 5656.

— **Purim-Nachrichten.** Vom Korrespondenz-Bureau „Luft" geht uns folgender Bericht zu: Am 26. d. M. abends nach der Megillah veranstaltete der Liberale Verein für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde in Berlin eine außerordentliche Versammlung in den Räumen des Restaurants Klosterstr. 8/9, die sehr zahlreich besucht war. Die bei der letzten Wahl unterlegenen Repräsentanten und deren Stellvertreter waren vollzählig erschienen. Einziger Gegenstand der Tagesordnung war die Frage: Wie ehren wir die Männer, die sich bei der letzten Repräsentantenwahl verdient gemacht haben? Nach einem Referate des Vorsitzenden wurde einstimmig beschlossen, die Herren Professor Lewin und Conrad Schayer zu Ehren-Vorsitzenden und die Redakteure Klausner und Levin zu Ehrenmitgliedern zu ernennen. Dr. Bernfeld soll zum Oberrabbiner gewählt werden, wofern er sich verpflichtet, nicht mehr zu behaupten, daß in Alexandrien, Cäsarea und Neutomischl nicht in griechischer Sprache gebetet wurde. Der Antrag des Herrn Justizrat Meyer, den Genannten den Morenu-Titel zu verleihen, wurde abgelehnt. „Wir haben schon jetzt unter den Trägern dieses Ehrentitels einen zu viel," wurde ausgeführt. — Ein Antrag auf Ernennung der Allg. Israel. Wochenschrift zum offiziellen Vereinsorgan wurde einstimmig angenommen, jedoch soll der Herausgeber angehalten werden, dem Blatte den alten hebräischen Titel „Jeschurun" wieder zu verleihen und es aus hebräischer Schrift herstellen zu lassen. — Weitere Anträge zur Ehrung der oben genannten Herren, nämlich die: sie sämtlich auszuhauen — in Marmor — oder sie im Vereinslokale aufzuhängen — in lebensgroßen Bildern — wurden abgelehnt. „Das haben sie denn doch nicht verdient!" meinte der Vorsitzende. Die Versammlung blieb bis zum Morgen zusammen und begab sich dann in corpore nach der Synagoge in der Gypsstraße, weil dort die Megillah am langsamsten gelesen wird.

— Berlin, 27. Februar (Privat-Telegramm). Um die Anstellung eines konservativen Oberrabbiners entbehrlich zu machen, haben die hiesigen Rabbiner beschlossen, einen Kandidaten aus ihrer Mitte vorzuschlagen, und damit sich keiner zurückgesetzt fühle, soll die Wahl dem Zufalle überlassen bleiben. Sämtliche Rabbiner wollen sich bis nach Sephira „Peies" wachsen lassen, und wer alsdann die längsten Zeugen altjüdischer Art aufweisen kann, der soll Oberrabbiner werden.

* * *

— **Er ist da,** der vor jedem Peßachfeste fällige Ritualmord! Die Staatsbürger-Zeitung schreibt sich „von durchaus vertrauenswürdiger Seite" in ihrer letzten Sonntagsnummer, daß man den noch immer nicht entdeckten Mörder des zehnjährigen Knaben Burr aus Rixdorf in jüdischen Kreisen suche, weil verschiedene Merkmale auf einen sogenannten Ritualmord schließen ließen. Zu diesen Merkmalen gehört erstens der Umstand, „daß der Hals des unglücklichen Knaben mit geübter Hand durch einen regelrechten Schnitt von links nach rechts, ohne daß der Halswirbel verletzt wurde, bis an diesen durchschnitten" sei. Der Mörder soll ferner schwarzes Haar und dito Schnurrbart, sowie eine „jüdisch gebogene Nase" gehabt haben. Zwar hat der siebenjährige Bruder des Ermordeten, der den Mörder vor der That gesehen, ausgesagt, daß die Nase des Thäters nicht mehr gebogen gewesen sei, als die des mit ihm verhandelnden arischen Kriminalbeamten, allein es genügt der Staatsbürger-Zeitung, „daß dem Kinde die gebogene Nase auffiel." — Und dieses „Belastungsmaterial" genügt dem Blatte, um in einer Nachbemerkung „das Naheliegende solcher Erwägungen nicht von der Hand zu weisen!" Hierauf läßt sich nur eines erwidern: Glauben Verfasser und Verbreiter dieses schmachvollen Verdachts das, was sie schreiben, dann gehören sie ins Irrenhaus; glauben sie es nicht und schreiben es dennoch, dann gehören sie ins Zuchthaus.

— **Der Futterneid** spielt bei unseren Gegnern eine Hauptrolle, und im Kampfe für deutschvolkliche Sitte und Tugend plaudern sie gegen und über einander manches aus, was weder sittlich noch tugendhaft. So schreibt Hans v. Mosch über ein hiesiges Antisemitenblatt: „Die „Staatsbürger-Zeitung" ist in dem vor kurzem stattgehabten Prozeß gegen die „Genossenschaft Berliner Schneidermeister" auf Antrag des Anwaltes der letzteren „auf ihren geistigen Zustand untersucht worden" und siehe da, es hat sich herausgestellt, daß dieser geistige Zustand dem einer alten giftigen und geizigen Tante gleicht, die außerdem die Eigenschaft besitzt, stark nach „rechts" zu schielen und Herren im goldenen Kragen um Subventionen für ihre alten Tage anzubetteln. Der böse Geist besagter alten Tante äußerte sich in der erwähnten Gerichtsverhandlung besonders auch dadurch, daß sie durch ihren Chef-Redakteur erklären ließ: „Sie werde nachweisen, daß diejenigen antisemitischen Zeitungen, welche keine Juden-Annoncen aufnähmen, auf Betrug oder Bettel basiert seien. Da nun sämtliche antisemitische Zeitungen mit Ausnahme der „Staatsbürger-Zeitung" keine Juden-Annoncen aufnehmen, weil sie es zum mindesten für widersinnig oder betrügerisch halten, vorn zu warnen: „Kauft nicht bei Juden" und hinten für koscheres Geld (non olet!) Judenwaren anzupreisen, so nahm der Gerichtshof an, daß

die vorerwähnte alte Tante an einer so totalen Verwechslung der Begriffe leide, daß die völlige geistige und moralische Umnachtung als erwiesen zu betrachten sei. Die „Staatsbürger-Zeitung" wird daher künftig an den Wochentagen von Plötzensee, an den Sonntagen von Dalldorf aus erscheinen." — Recht nett, nicht wahr?

— **Mit Wasser kochen** auch unsere Gegner, die gelegentlich eine Treibjagd veranstalten auf Heiratsannoncen, in denen jemand seinen Wunsch ankündigt, in eine Familie, soll heißen in ein Geschäft „hineinzuheiraten". Derartige Inserate sollen nach der Versicherung arischer Tugendbolde natürlich nur in der sog. „Judenpresse" vorkommen. In einer der letzten Nummern der „Deutschen Tageszeitung", des hochoffiziösen Organs des Bundes der Landwirte steht indes munter und vergnügt: „Ein junger Landwirt, Besitzer eines kleinen, hübsch gelegenen Landguts und bedeutenden Barvermögens, wünscht sein kleines Landgut gegen größeres zu vertauschen oder auf größeres Gut einzuheiraten." — Man sieht, die „Liebe" kann auch in arischen Kreisen Geschäftssache sein!

— Der **Zionismus** hat einen neuen Fürsprech gefunden, der um so ernster zu nehmen ist, als er aus dem neuesten Ideal Jung-Israels keinen „Spaten, um mit ihm zu graben", kein Geschäft zu machen versucht. Theodor **Herzel**, der Feuilleton-Redakteur der Neuen Freien Presse, hat in einer Artikelserie in der Jew. Chronicle und später in einer Broschüre die Errichtung eines „Judenstaates" in Palästina, Argentinien oder sonst wo auf der weiten Erde vorgeschlagen und seinen Vorschlag als „Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage" bezeichnet. Wir werden in nächster Nummer Herrn Dr. Herzel selbst das Wort erteilen, und wollen heute nur die Thatsache registrieren, daß die antisemitische Presse Oesterreichs ihr Veto gegen die Auswanderung der Juden einlegt. Und mit Recht. Denn gäbe es keine Juden, — wovon sollten die antisemitischen Schmierer leben?

— **Falsches Martyrium.** Unter diesem Stichworte reproduzierten wir in der vorletzten Nummer einen Artikel der Volkszeitung, der sich mit der an der Bahre des in einem Duell verletzten und infolge dieser Verletzung verschiedenen Gerichtsassessors Wollstein in Nakel beschäftigte. Mit Bezug hierauf schreibt uns Rabbiner Dr. Perlitz aus Nakel: „In der letzten Nummer Ihrer sehr geschätzten Blätter erklären Sie Ihre volle Zustimmung zu einem von Ihnen reproduzierten Artikel der „Volkszeitung", der sich mit meiner auf den Assessor Wollstein gehaltenen Leichenrede beschäftigt. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar der Rede, deren Manuskript unmittelbar nach der Beerdigung des Assessors von mir abverlangt und gedruckt wurde, einzuschicken, so daß sie selbst beurteilen mögen, ob ich in so wenig Worten so viel Unsinn sagen konnte, als mir von der „Volkszeitung" und einem anderen Blatte imputiert wird. Ich habe den Assessor nicht als Märtyrer seines Berufes bezeichnet, — ich habe ihn nicht für die Verteidigung der Ehre seines Stammes in den Zweikampf ziehen lassen — (wie die Volkszeitung meint) noch habe ich das Duell verherrlicht — wie ein boshafter, hämischer Referent einem anderen Blatte mitteilt. Das einzig Richtige ist die mißliebig aufgenommene Charakterisierung des Verstorbenen als eines Märtyrers seines Stammes. Diese Aeußerung kann ich vertreten. Nach meiner Meinung ist jeder Jude, der als solcher gereizt, geschimpft, verhöhnt, geschmäht wird — ein Märtyrer seines Stammes. Wie übel dem Verstorbenen mitgespielt, wie sehr er gereizt wurde, davon haben Außenstehende keine Ahnung. — Ich konnte mich nicht entschließen, noch nach seinem Tode einen Stein auf den Mann zu werfen, dessen Verlust den Seinigen so nahe geht — ich überlasse dieses Geschäft den Referenten der Zeitungen, die die unbedeutende Rede eines in einer Provinzialstadt amtierenden — nicht nach Ruhm und Ehre strebenden Mannes — in unrichtiger (um nicht zu sagen gefälschter) Form wiedergeben und in die Welt hinausposaunen, was ich nicht gesagt habe, um dann überflüssige und hämische Bemerkungen daran zu knüpfen. Den Referenten war es nur darum zu thun, den Eindruck der wenigen Worte, der ein bedeutender war, zu schwächen. Den Zweck dürften sie nur bei sehr wenigen erreicht haben." — Wir haben den Nachruf gelesen und gefunden, daß in der That Herrn Dr. Perlitz Unrecht geschehen ist. Da es im Interesse des Judentums liegt, daß die Behauptung, einer seiner Vertreter habe, wie im Reichstage ein protestantischer Kollege desselben, sich bedingt für das Duell ausgesprochen, widerlegt werde, lassen wir den Nachruf in seinem wesentlichsten Teile folgen. — Nach einer allgemeinen kurzen Einleitung über die Hinfälligkeit des Menschen, wendet der Redner sich dem Verstorbenen zu: „Doch hier an dieser Bahre drängt sich uns die Frage auf die Lippen: „Mah l'cho po umi l'cho po ki chozawto l'cho po kówer?" (Jesaias 22, 16) Was ist Dir, geliebter Toter, widerfahren? Wie ging es zu, daß Du so früh Dir hier ein Grab gehöhlet? Du warst ja noch nicht alt! Du warst in den Jahren, wo der Lebensweg den Menschen aufwärts führt; keine Krankheit, kein Siechtum zehrte an Deinem starken, unter dem Schutze der Mäßigkeit und einer weisen Lebensführung zur vollen Manneskraft herangereiften Körper. Was hast Du verschuldet, daß Du sterben mußtest, ehe noch Deine Zeit gekommen war? Und während ich so frage, tönt mir aus seinem Sarge als Antwort die schmerzliche Klage des unschuldig eingekerkerten Patriarchensohnes Joseph entgegen: „Wegam po lo ossissi me'umoh ki szomu ossi babor" (Genes. 40, 15). Ich habe hier ebensowenig wie an anderen Orten, wo ich lebte und wirkte, etwas verbrochen — und man schickt mich ins Grab. Gewiß, dieser harmlose Mann mit dem edlen Herzen und freundlichen Gemüte, der es nicht zu fassen vermochte, wie man ihn einer Ungerechtigkeit zeihen, wie man ihm überhaupt abgeneigt sein konnte, hat nichts Böses gethan. Nur Rühmliches kann man von ihm sagen. Des liebenden Elternpaares frühzeitig beraubt, ging er selbständig seinen Weg in treuer ernster Pflichterfüllung, bis er am Ziele seiner Studien angelangt des Lohnes harrete, der dem treuen Arbeiter winkt. Reich an Geistesbildung, hatte er auch ein gutes Herz. Er war nicht imstande, jemanden zu verletzen, zu kränken, zu beleidigen. Um so schmerzlicher mußte er eine unverdiente Kränkung empfinden; und für die Abwehr einer solchen Kränkung, die ihn um so tiefer verletzte, weil sie mit einer Schmähung seines Stammes verbunden war, wurde er zum Zweikampfe gefordert, in welchem er die furchtbare Todeswunde empfing. So ist der Ent-

schlafene im letzten Grunde ein Opfer des Vorurteils geworden, das bedauerlicherweise vielfach gegen den Stamm gehegt wird, dem die Welt drei geoffenbarte Religionen verdankt, und den vielen Tausenden von Menschen, die nur darum Schmach erlitten, weil sie diesem Stamme angehörten, reiht sich der Verblichene an. Der so früh Dahingeraffte ist ein Märtyrer seines Stammes, und wenn sein Tod in weiteren Kreisen die Erkenntnis von der Verderblichkeit des Rassenhasses weckt, an welchem ein beträchtlicher Teil des herrlichen deutschen Volkes krankt, so wird das edle Blut dieses vortrefflichen Mannes nicht umsonst geflossen sein. . . . "

— **Noch ein Lehrerverein in Rheinland-Westfalen!** Man schreibt uns: „Eine „Pädagogische Konferenz" israelitischer Lehrer ist in diesen Tagen an der Grenze der genannten Westprovinzen ins Leben gerufen worden. Die überaus günstigen Reiseanschlüsse vermittels der Eisenbahn bezw. elektrischen Bahnen ermöglichen eine öftere Tagung der Konferenz — geplant ist alle vier Wochen. Wie der Name schon andeutet, soll vor allem das pädagogische Element betont werden, und das mit Recht. Denn wenn man bedenkt, daß die meisten israelitischen Lehrerkonferenzen nur eine jährliche Sitzung abhalten, so wird man leicht finden, wie wenig dadurch die Fortbildung der jungen Lehrer gefördert werden kann. Der Sitz des Vereines wurde noch nicht festgesetzt. In dem ersten Vortrag eines der Mitglieder wurde gleichsam das Programm der neuen Vereinigung angedeutet: „Worin besteht der Zweck israelitischer Lehrerkonferenzen; und welche Erfordernisse sind vonseiten der Mitglieder zur Erreichung derselben notwendig?" Vielleicht kommen wir später darauf zurück. Wir rufen dem jungen Vereine ein kräftiges vivat, floreat, crescat zu. Es lebe das ideale Streben seiner Mitglieder, es blühe ihre Jugend; es wachse der Umfang und die Zahl derselben!" — Wir unsererseits finden, daß die genannten Provinzen an den schon bestehenden drei Vereinen (Essen, Köln, Warburg) genug haben.

— **Eine neue Motivierung** für Ablehnung einer Orgel finden wir in einem orthodoxen Blatte. Da wird aus Göttingen berichtet, daß nach der kürzlich erfolgten Vergrößerung der Synagoge auf Veranlassung des Rabbiners „die Orgelbegleitung auf die heiligsten Gebete, wie Kaddisch, Keduscha &c. ausgedehnt worden" sei, und daß infolgedessen zwölf Gemeinde-Mitglieder einen Privat-Gottesdienst eingerichtet hätten, der aber auf Veranlassung des Vorstandes durch den Magistrat untersagt wurde. Es geschah dies auf Grund § 2 der allgemeinen Synagogenordnung für die Provinz Hannover vom Jahre 1860, welcher die Einrichtung eines Privat-Gottesdienstes von der Genehmigung der Gemeindevorstände abhängig macht. Es wird alsdann die Hoffnung ausgesprochen, „daß die durch ein Rabbinatsgutachten gestützte bei dem zuständigen Regierungspräsidenten eingereichte Beschwerde Erfolg haben werde, so daß die „liberalen" Herren ihre Gewissensknechtung nicht würden aufrecht erhalten können." — Diesem Wunsche schließen auch wir uns an, weil wir ausgesprochene Gegner jeder Art von „Gewissensknechtung" sind. Wir wollen aber nicht verschweigen, daß das von den Göttinger Orthodoxen angeführte Argument ebenso neu wie naiv ist. Weil die Orgelbegleitung auf „die heiligsten Gebete &c. ausgedehnt worden", haben sie einen Privatgottesdienst veranstaltet. Nach orthodoxen Prinzipien macht das bloße Vorhandensein einer Orgel, auch wenn sie sich bei Kaddisch und Keduscha nicht vernehmen läßt, das Gotteshaus zu Gebetzwecken unbrauchbar. Die Herren sollten sich beeilen, ihre Argumentation nach dieser Richtung hin zu ergänzen, denn angenommen, der Rabbiner wollte ihnen einen Possen spielen und ließe bei Kaddisch und Keduscha, wo sie leicht entbehrlich ist, die Orgel schweigen — was dann?

— **Dr. Josef Guggenheimer,** Rabbiner in Kolin, Führer der jüdischen Orthodoxie in Oesterreich, ist gestorben. Der Heimgegangene war nicht blos ein bedeutender Talmudist, sondern auch ein Mann von vielseitigem Wissen. Er hat nur weniges aus dem Schatze seines Wissens publiziert, aber auch dies Wenige, obzwar aus seiner frühen Jugend stammend, zeigte eine erstaunliche talmudische Gelehrsamkeit, gepaart mit klassisch-philosophischem Wissen. 1851 wurde er nach Teschen als Kreisrabbiner berufen, wo sein Wissen und sein Charakter von dem dermaligen mährischen Landrabbiner Samson Raphael Hirsch so unbedingte Anerkennung fand, daß er ihm seine geistvolle und edle Tochter, die selbst als Schriftstellerin unter dem Pseudonym Friedrich Rott einen geachteten Namen genießt, zur Frau gab. In Stuhlweißenburg, wohin er von Teschen berufen wurde, hatte er seiner streng konservativen Richtung wegen mannigfaltige Anfechtungen zu erleiden, die ihm bei allen Gemeinden der Monarchie lebhafteste Anerkennung erwarben, so daß er im Jahre 1858, als der geachtete Koliner Rabbiner Daniel Frank starb, an dessen Stelle nach Böhmen berufen wurde. In dieser Stadt wirkte er seither segensreich, und trotzdem sich die Verhältnisse seiner Gemeinde nach der Freizügigkeit und dem Absterben seiner alten und mächtigen Freunde nichts weniger als günstig gestalteten, blieb er bis an sein Ende, mannigfache Berufungen in große Gemeinden, zuletzt an die Religionsgenossenschaft in Frankfurt am Main als Nachfolger seines Schwiegervaters, ablehnend. Die theologische Gelehrsamkeit des Dr. Guggenheimer war so allgemein anerkannt, daß aus allen Teilen Europas täglich bei ihm Anfragen um Rechtsgutachten einliefen, die er, die Nacht zum Tage machend, in der uneigennützigsten Weise beantwortete.

— **Der große Judenschmerz** wurde in ergreifender Weise von einem getauften Juden geschildert. In Petersburg besteht ein sog. Asyl für israelitische Mädchen, begründet von der Mission. Welche Ziele dieses „Asyl" verfolgt, daß es weniger den Leib schützen als die Seele „retten" will, das brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Am 3. d. Mts. beging dieses Asyl das Fest seines 32jährigen Bestehens. Aus diesem Grunde hielt der emeritierte Oberpfarrer R. Gurland — ein getaufter Jude — eine längere Rede, in deren Verlauf er den großen Judenschmerz schilderte, der selbst den Vertreter der offiziösen „St. Petersburger Zeitung" mächtig ergriff. Dieser widmet auch dem Feste und dem Redner einen breiten Raum; wir wollen jedoch aus seinem Berichte nur eine Stelle wiedergeben. Er schreibt u. a.: „In tiefernster, ergreifender Weise sprach hierauf Oberpastor Gurland über die Stellung der Christen zu den Juden. Die Ausführungen des Redners, der seiner Abstammung nach selbst ein Jude ist, wirkten um so elementarer, als er mit ruhiger Sachlichkeit und absoluter Leidenschaftslosigkeit die Fehler und Vorzüge seines Volkes

beleuchtete. Nicht anklagend oder beschuldigend, mehr andeutend als direkt, wurde auf Umwegen die alte Wahrheit demonstriert, daß wie der Einzelne so auch ein ganzes Volk das Produkt seiner Umgebung ist, ein bildsamer Stoff, der mit eiserner Notwendigkeit schließlich die Form erhält, in die man ihn, sei es bewußt oder unbewußt, zwängt. Erschütternd war es, wie der Redner schmerzerfüllt mit ruhiger Klage ausführte, daß nichts seinem Volke so unsagbar wehe thue, daß nichts dieses so niederdrücke und erbittere, wie die Verachtung, die ihm von den Christen entgegengebracht werde. Die Bezeichnung „Jude" genüge allein, um einem Menschen den Stempel des Verächtlichen aufzudrücken! . . . Es ist ja unvermeidlich, daß vom Einzelnen auf das Allgemeine geschlossen wird, und es ist ja zweifellos, daß das Urteil über die Juden sich auf natürlichem Wege historisch entwickelt hat. Doch jede Entwicklung wird durch gewisse Faktoren beeinflußt, wie auch jede Isolierung und Sonderstellung eines Volkes ihren geschichtlichen Hintergrund hat und da entsteht denn die Frage, ob die Sonderstellung eines Volkes, das kein selbständiges Staatswesen bildet, selbst veranlaßt ist, oder ob die Verhältnisse es in die Sonderstellung hineingezwängt haben. Historische Fehler rächen sich um so schwerer, als sie auch nur auf historischem Wege korrigiert werden können. Dadurch läßt es sich auch erklären, daß die Juden selbst dort, wo ihnen gegenwärtig alle Bürgerrechte zugestanden werden, noch immer mehr oder weniger fest an ihren nationalen Fehlern und Tugenden kleben." — Ueber die Wahrheit der in dem letzten Satze aufgestellten Behauptung läßt sich streiten. In der That haben wir in den Kulturstaaten manchen Fehler, den man als „jüdisch" bezeichnet, aber auch gar manche Tugend, die ehedem unser Stolz gewesen — wir erinnern beispielsweise an die Ehrfurcht unserer Väter vor dem Wissen, an das sprichwörtlich gewesene jüdische Herz ꝛc. — abgelegt. In Einem jedoch haben wir gegenüber unseren Brüdern in den slavischen Ländern einen Vorzug: wir werden gehaßt, aber nicht verachtet. Dafür sind wir nächst Gott dem Zeitgeiste aus ganzem Herzen dankbar.

Hier und dort.

— Der Frauen-Unterstützungsverein hielt am 26. d. M. unter Leitung seines Vorsitzenden, Herrn J. Weinberg, seine ordentliche General-Versammlung ab. Dem Einladungsschreiben des Vorstandes ist ein Kassenbericht beigegeben, aus dem zu ersehen ist, daß der Verein im Jahre 1895 einschließlich des Bestandes am 1. Januar 8473 Mk. eingenommen und etwa 6400 Mk. ausgegeben hat.

— Aus dem Großherzogtum Hessen wird der Voss. Ztg. geschrieben: Eine Anzahl israelitischer Einwohner richtete an die Regierung ein Gesuch um Uebersetzung des israelitischen Religionsbuches Schulchan aruch auf Staatskosten. Nach den erhobenen Ermittelungen wird jenes Buch in Hessen von keinem israelitischen Religionslehrer als Lehrbuch bei Erteilung des Religionsunterrichts benutzt, weshalb dem Gesuche keine weitere Folge gegeben wurde.

— (Die Wahrhaftigkeit der teutschen Presse.) Unter der unglaublich rohen und widersinnigen Ueberschrift „Geschächtet" bringen antisemitische Zeitungen die Nachricht von einem gräulichen Mord in Köln, den ein Jude Salomon verübt haben soll. Der wahre Sachverhalt ist, daß Salomon nur als Zeuge vernommen wurde. Und solche Zeitungen, die ohne jegliche Erkundigung einen Menschen zum Mörder, oder wie der wahnsinnige Hinweis anspielt, zum Ritualmörder stempeln, wagen es noch, über die Verlogenheit der „Judenpresse" zu klagen.

Brief- und Fragekasten.

— Inbetreff der Klebeangelegenheit erlaube ich mir folgendes mitzuteilen: So lange ich in Westpreußen amtiert habe, brauchte ich keine Marken einzukleben; als ich aber hier nach Tremessen kam, wurde ich zum Einkleben der Marken gezwungen, weil meine Vorgänger dieses ebenfalls thun mußten. Nachdem ich in einer Lehrerzeitung gelesen hatte, daß Kultusbeamte davon befreit sind, so schrieb ich an das Reichsversicherungsamt zu Posen, und bekam ich wie auch die Gemeinde für die ganze Zeit zurückgezahlt mit dem Bemerken, daß Kultusbeamte keine Marken einzukleben brauchen, nur Synagogendiener, die keine Schächter sind, werden zum Kleben angehalten. Der Beamte aus Boronow muß für die gezahlten 4 Jahre zurückgezahlt bekommen. S. Blaustein, Tremessen.

— Dem Fragesteller betreffs ז׳באדר möge folgendes zur Orientierung dienen. Die Quelle dieser Erinnerungsfeier an den Todestag Moses findet sich in Meg. Taanith, wie dies in Tur und Schulchan auch in den bezüglichen Ritual-Kodices § 680 Abs. 2 am Ende deutlich angegeben ist. Danach sollte jeder religiöspflichtige Israelit, also nicht nur die frommen Chewra-Mitglieder, am 7. Adar den ganzen Tag fasten. Offenbar ist diese Sitte von den Israeliten nicht aufgenommen worden, mindestens nicht in den meisten jüdischen Gemeinden, wie dies der Autor vom Schulchan auch selbst in seinem Kommentar Beth Joseph zum Tur-Orach-Chaim z. St. mit den Worten Awol lo roissi meolam welo schoma'ti mi schenohag lehithanoth hervorhebt. In späteren Zeiten hingegen hatten die frommen Brüderschaften die Erhaltung dieser Erinnerungsfeier in ihre Statuten aufgenommen, und zwar nicht mehr als bloßen Fasttag, sondern zur Hälfte auch als Festtag, gleichwie eben diese Brüderschaften die Feier der Nachtwachen am Schabuoth und Hoschana rabba in der Regel ihren Mitgliedern als Pflicht unter קנס im Falle des Ausbleibens auferlegen. Thatsächlich liegt mir ein stattliches Machsor vor, mit dem besonderen Namen Keri'é Moëd, Livorno, Edition Kuschta u. Comp., Druck Tubaino, welches Gebetordnungen für die Nachtwachen vor dem 7. Ostertag, Pfingsten, dem 7. Tag des Laubhüttenfestes und Tikkun schiw'a be-Adar enthält. Nach diesem Tikkun sollte man schon zuhause mit dem Studium der für den 7. Adar passenden Stellen in Bibel, Mischna, Talmud und Midrasch an diesem Tage sich befassen, dann Zusammenkunft in den Gottes- und Lehrhäusern, wo man folgende Lehr- und Gebetordnung einhalte: Das 5. B. M. vom Anfange bis einschließlich des Wochenabschnitts עקב. Abschnitt ראה, bis gegen Ende תבא wird überschlagen, Kapitel 29 wieder begonnen bis Ende des ganzen Buches. Dann die ersten 7 Verse aus dem Buche Josua; 11 Psalmen, die Kapitel 90—100, die bekanntlich Mose zum Verfasser haben sollen; 1. und 5. Abschnitt der Sprüche der Väter; die Stelle im Traktat Soteh Mi lonu gadol mi Josef u. s. w. (p. 13 I u. II und 14 I) bis zu Ende des ersten Abschnitts; Jalkut zum Wochenabschnitt ואתחנן; Midrasch zum Abschnitt ברכה; Sohar zu den Versen 2. B. M. 2, 1; 15, 1; 5. B. M. 31, 1, 1, 14. Dann zwei Pismonim, Minchagebet, verschiedene Selichoth u. s. w. R. Jakob Rokeach, der zu diesem Machsor die bezüglichen, mitunter recht wichtigen Dinim und Erläuterungen zufügt, verbreitet sich z. St. über die Motivierung der Erinnerungsfeier am 7. Adar, die, wie er unzweideutig hervorhebt, in unserer Zeit nur von den frommen Brüderschaften und zwar halb als Fast- und halb als Festtag gefeiert wird. Rabb. Dr. Aschkanaze, Straßburg, Elf.

— Geehrter Herr Redakteur! Gestatten Sie mir zu dem Gedichtchen „Der Schlemiel" in der vorletzten Nr. Ihrer gesch. Zeitschr. die kurze Bemerkung, daß für den Passus „Wär' ich irgendwo Beschneider, würde nie ein Knab' geboren" sich im Original kein

Anhaltspunkt findet. Die Sache ist ja unwesentlich und als „Dichterische Freiheit“ des Nachdichters entschuldbar; indessen möchte ich Ibn Esra, der in seinem Leben und nach dem Tode so viel erlitten hat, vor dem Verdacht bewahren, daß er gegen Entgelt die Funktion eines מוהל hätte ausüben wollen, oder daß er auch nur an diese Möglichkeit gedacht hätte. Die מוהל-schaft als „Erwerb“ dürfte doch einer viel späteren Zeit angehören.

Rabb. Dr. Freund-Czarnikau.

☞ Nr. 2 des **Jeschurun** kann dieser Nr. nicht beigelegt werden, weil dann das postalisch zulässige Gewicht überschritten werden müßte. Sie gelangt darum mit der nächsten Nr. zur Versendung.

Wochen-	März 1896.	Adar. 5656.	Kalender.
Freitag . . .	29	14	Purim.
Sonnabend . .	1	15	כי תשא Sabb.-Ausg. 6,23.
Sonntag . . .	2	16	
Montag . . .	3	17	
Dienstag . . .	4	18	
Mittwoch . . .	5	19	
Donnerstag . .	6	20	
Freitag . . .	7	21	



Zu der am **Sonntag, den 1. März** cr., Nachmittags 3 1/4 Uhr in unserer Synagoge, Brunnenstr. 10 stattf. Einweihungsfeier, der von uns. geehrten Mitgl., Herrn Wasserberg gespendeten Thorarolle, bei welcher Herr Rabbiner Hörter die Festprd. hält, ladet zur Teilnahme höfl. ein
Der Vorstand
des Synagogen-Vereins „Beth Zion“.



Verein für Arbeitsnachweis.
Klosterstr 44.
Fernsprecher 5. 3366.
Geschäftszeit 9—12 u. 3—7.

Folgende bei uns angemeldete Stellen sind noch unbesetzt:
Registrator für Patentamt. — **Schreiberlehrlinge** m. schön. Handschr. — **Setzer.** — **Kunstschlosser.** — **Portier.** — **Arbeiter** in verschied. Branchen. — **Wäsche-Directrice** für auswärts. — **Handnäherin** für Kostumes. — Div. **Verkäuferin.**

Beschäftigung erbeten für:
Commis der versch. Branchen, Stadtreisende, Schreiber, Buchhalter, Sattler, Tapezierer, Bügler, Lithograph, Kürschner, Tischler, Schuhmach., Schneid., Hausdiener, Packer.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 28. Februar in allen Synagogen abends 5¾ Uhr.

Sonnabend, d. 29. Februar in der alten Synagoge morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synagogen morgens 9 Uhr.

Predigten vormitt. 9½ Uhr: Alte Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Weiße; vorm. 10 Uhr: Kaiserstr.-Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Maybaum.

Abendgottesdienst 6¼ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synagogen Morgens 7 Uhr und Abends 5 Uhr.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung:
Sonntag, den 1. März,
Vorm. 10½ Uhr,
im Sitzungssaale Oranienburgerstraße 30, II.

Vakanzen.

Landeck (Westpreußen). Rl., K., Sch. Sem. geb. bevorz. Fix 1350, Nbk. 300 Mk. Reisek. d. Gew.

Erfelden a. Rh. L., K., Sch. Unverh. bevorz. Fix 550, Nbk. ca. 400 Mk., fr. Wohn. u. Heiz.

Kobylagora (Posen). Sof. Rl., K., Sch. Fix 900 Mk., Nbk. u. fr. Wohn. Reisek. d. Gew. Meld. an J. Tworoger.

Pirmasens. Hilfsvorb. u. Sch. Fix 600, Schechita 600 Mk. Meld. an Jacob Drechsler.

In der Verwaltung der hiesigen jüdisch. Gemeinde ist die Stelle eines

Kassenboten

zu besetzen. Geeignete Bewerber, welche eine Kaution von mindestens

☛ **2000 Mark** ☚

hinterlegen können, wollen ihre schriftlichen Meldungen baldigst an das Bureau der jüdischen Gemeinde, Oranienburgerstraße 29, gelangen lassen.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von Arthur Scholem, Berlin C. 19, Roßstraße 3.